DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 42

DM 1.20

Österr. S. 9, Schweiz Fr. 1.60
Schweden Kr. 2.50 incl. moms
Italien L 500, Spanien Pts 38
Printed in Germany

HADES HORT DER VERGESSENEN



Nr. 42

Hades, Hort der Vergessenen

Bill Coogan war erst fünfunddreißig. Zu jung, um zu sterben. Aber danach fragte ihn niemand, als es so weit war…

Als er bleich und erschöpft zum Telefon griff, ahnte er, daß er einen großen Fehler machte, daß diese Reaktion über Tod und Leben entschied. Doch er brachte es auch nicht fertig, zu unterlassen, was mit diesem Risiko belastet war.

Coogan preßte mit zitternder Hand den Hörer an das linke Ohr und hörte am andern Ende der Strippe das Rasseln des Telefons.

Bill Coogans Lippen bildeten einen schmalen, blutleeren Strich. Der Versicherungsangestellte, der sich in seiner Freizeit mit Parapsychologie, Jenseitsforschung und Okkultismus befaßte, atmete tief durch und zwang sich zur Ruhe. Doch im Gegensatz zu sonst gelang es ihm heute abend nicht, seine Nerven unter Kontrolle zu bringen.

In der Leitung knackte es.

»Hallo?« fragte eine Stimme.

»Hallo, Francis. Ich bin es, Bill.«

»Bill! Altes Haus! Bist du auch mal wieder im Land? Ich hab in den letzten Tagen schon mehr als einmal versucht, dich telefonisch zu erreichen. Deine Geschäfte müssen gut gehen. Du bist ja Tag und Nacht auf den Socken. Daß die Leute tagsüber Versicherungen abschließen, kann ich mir denken, daß sich deine Besuche auch noch bis in den Abend hineinziehen, leuchtet mir also ein. Nach fünf sind die meisten Kunden erst zu Hause anzutreffen. Daß du aber auch nachts… oder steckt was Langhaariges dahinter?«

Francis Surman kicherte leise. Er war stets zu einem Scherz aufgelegt. Nicht umsonst bearbeitete Surman die Witz- und Feuilletonseite eines bekannten englischen Wochenblattes.

Surman und Coogan kannten sich seit ihrer Schulzeit. Auch Bill hatte einige Zeit in einer Redaktion in der Londoner Fleetstreet gearbeitet.

Durch einen Zufall war er in die Versicherungsbranche geraten und stellte fest, daß man mit einigem Geschick und viel Fleiß hier mehr Geld verdiente.

»Ich bin seit drei Wochen nicht mehr aus dem Haus gekommen, Francis«, entgegnete Bill Coogan mit schwerer Zunge, als bereite das Sprechen ihm Schwierigkeiten. »Ich bin jeden Tag hier gewesen.«

»Aber ich habe doch angerufen!« klang es verwundert zurück. »Es hat sich niemand gemeldet.«

»Ja, das stimmt. Ich habe den Stecker rausgezogen, ich wollte nicht gestört werden.«

»Warst du krank, Bill?«

»Nicht direkt.«

»Was, heißt hier: nicht direkt?«

»Ich war nicht das, was man allgemein unter Krankheit versteht, Francis. Eine Art Krankheit war das allerdings doch! Du kennst mein Hobby…«

»Du spürst Gespenstern nach. Ist dir eines begegnet?« Francis Stimme wurde sofort wieder fröhlicher.

»Gespensterforschung betreibe ich nur am Rand meiner sonstigen Arbeit. Durch okkulte Phänomene und Jenseitserscheinungen werden automatisch Ereignisse ausgelöst, die etwas ›Gespenstisches‹ an sich haben. Aber darüber wollen wir hier am Telefon nicht sprechen. Daß ich dich anrufe, hat einen anderen und ganz besonderen Grund…«

Francis Surman am anderen Ende der Strippe lag eine Bemerkung auf der Zunge, doch er unterließ sie. Coogans Stimme irritierte ihn. So sprach ein Mensch, den etwas bedrückte, der Sorgen hatte…

»Ich habe einen Fehler begangen, Francis. Möglicherweise habe ich gerade noch die Zeit, dir zu sagen, was du tun sollst. Machen wir's also nicht zu lange! Ich habe ein Päckchen an dich abgesandt. Heute mittag wurde es von mir bei der Post eingeliefert. Lange habe ich überlegt, ob ich es tun sollte oder nicht. Ich habe es getan! Nun bezweifle ich, ob es richtig war… Wenn das Päckchen morgen zugestellt wird, Francis: nimm' es entgegen, aber öffne es nicht! Vernichte es, wie es ist!«

»Warum, Bill?«

»Keine Fragen, Francis. Tu', was ich dir sage! Dein Leben hängt davon ab. Ich kann mir jetzt vorstellen, wie du dreinschaust, wie du die Stirn in Falten legst. Du denkst, ich bin verrückt? Vielleicht bin ich es tatsächlich. Meine Verrücktheit muß damit begonnen haben, als ich mich entschloß die Dinge zu erforschen, die uns eigentlich nichts angehen. Ich bin bei meinen Forschungen zu einem Schluß gekommen: wir wissen als Menschen instinktiv, was wir zum Leben benötigen, daß wir Wasser und Nahrung zu uns nehmen müssen, was für uns gut ist, was nicht. Viele Instinkte sind uns durch die fortschreitende Zivilisation und Technisierung verlorengegangen. Die Natur aber hat uns ganz anders geplant. Instinktiv wissen die Mütter, was sie mit ihren Neugeborenen tun müssen, instinktiv sucht das Kind die Brust, um sich zu ernähren. Lebensnotwendige Dinge sind einfach in uns hineinprogrammiert. Aber das genügt uns nicht… wir wollen immer tiefer in die Geheimnisse der Natur, in die des Lebens – und des Sterbens eindringen. Aber niemand von uns braucht zu wissen, wie das mit dem Sterben ist, verstehst du? Es geschieht ganz automatisch, und dahinter beginnt etwas anderes, etwas Neues, Unaussprechliches. Wer schon zu Lebzeiten die schwarze Wand, die Leben und Tod voneinander trennt, niederreißen möchte, muß sich da einiger fragwürdiger Praktiken bedienen, wie ich das getan habe. Es ist wie eine Droge. Wer mal damit angefangen hat, kommt nicht mehr los

davon. Man will immer mehr wissen – und gerät dabei immer tiefer in Abhängigkeit und schließlich in den Wahn. Den Wahn konnte ich möglicherweise noch rechtzeitig verhindern. Daher wollte ich mich von den Texten trennen, die mir schlaflose Nächte bereiteten. Einen Moment lang muß ich allerdings so versessen gewesen sein, zwar mich zu befreien, aber einen anderen, der sich dafür interessierte und meine Arbeit fortsetzen könnte, damit zu belasten. Ich kam auf die verrückte Idee, daß es nur so sein könnte. – Das war ein Trugschluß, Francis! Verzeih mir! Wir beide können uns aber von dem Fluch befreien, wenn wir nur wollen. Ich habe die Dinge los, und du hast sie noch nicht gesehen. Erst im Lauf des morgigen Tages gelangen sie in deine Hände. Laß die Finger davon, wirf das Paket in die Themse oder in den Kamin! Solange du nichts vom Inhalt gesehen hast…«

Coogans Stimme versagte. Auf seiner bleichen Stirn perlte kalter Schweiß.

»Ich kann mich doch auf dich verlassen, Francis, nicht wahr?« riß er sich, nochmal zusammen.

Er wartete auf eine Antwort.

»Francis? Hallo? Warum antwortest du nicht?«

Doch völlige Stille herrschte. Die Leitung war tot.

Eine eisige Hand griff nach Bill Coogans Herz.

Die Verbindung war unterbrochen… Wie lange schon?

Hatte er die ganze Zeit nur wie im Selbstgespräch vor sich hingeplappert?

»Francis?!«

Seine Nackenhaare sträubten sich.

Intuitiv registrierte er, daß die Atmosphäre in dem kleinen, mit Möbeln überladenen Raum, sich verändert hatte.

Die Temperatur schien angestiegen zu sein, die Luft wirkte seltsam neblig und diffus, er konnte die Umrisse der Möbel und Wände nur noch schlecht erkennen, als ob sich ein Schleier vor seine Augen legte.

Sein Körper wurde steif. Er wollte sich zwar blitzschnell umwenden, aber dazu war er überhaupt nicht imstande.

Er wandte langsam den Kopf, als müsse er einen gewaltigen Gegendruck abwehren.

Er riß die Augen auf. Seine Blicke verfolgten den Lauf des Telefonkabels. Das lag schlaff auf dem Boden. Der Stecker war aus der Buchse gezogen!

Bill Coogan gab einen leisen, gequälten Seufzer von sich. Ihm wurde schwindelig.

Verschwommen registrierte er die Bewegungen der Gestalten, die sich lautlos aus dem Dunkel des Zimmers lösten und auf ihn zukamen.

Er war nicht mehr allein!

Sie waren gekommen, um ihn zu holen.

Seine Ahnung wurde zur grauenvollen Gewißheit – und mit einem wilden, markerschütternden Schrei sprang er auf…

*

Der Reporter schüttelte den Hörer in der Hand und blies in die Sprechmuschel.

»Hallo, Bill? Was ist denn los? Warum sprichst du nicht weiter?«

Sein Gesprächspartner hatte sich plötzlich unterbrochen. Die Leitung war tot.

Francis Surman überdachte die letzten Worte seines Freundes, der ihm etwas Wichtiges hatte mitteilen wollen. Irgend etwas nicht ganz Ungefährliches…

Surman nagte an seiner Unterlippe, drückte die Gabel und versuchte mehrere Male, Bill anzurufen. Der Ruf ging auch durch, aber in der anderen Wohnung hob niemand mehr ab.

Da stimmte doch etwas nicht!

Surman fuhr sich durch das kleingelockte Haar. Der Engländer hatte ein kantiges, männliches Gesicht und tiefliegende Augen, die sich in ständiger Bewegung befanden.

Der Journalist war es gewohnt, schnell zu kombinieren und zu reagieren.

Er stopfte das herausgerutschte Hemd in die Hose und verließ seine Wohnung. Der Aufzug in diesem Hochhaus mitten in London funktionierte mal wieder nicht, und so lief Surman die fünf Stockwerke nach unten.

Wenige Minuten später brauste er in seinem rubinroten Triumph Vitesse los. Sein Ziel war das westliche London, wo Bill Coogan in einem alten Miethaus lebte.

*

Er wehrte sich voller Verzweiflung gegen die Bilder, die er sah.

Das gab es nicht…

So begann der Wahnsinn! Nun also war der Moment gekommen, wo es auch ihn packte, und er hatte so sehr gehofft, daß er schlauer vorgegangen war.

Man konnte die anderen nicht übergehen. Sie forderten ihren Tribut.

Die Luft um ihn herum flimmerte, als ob sie aufgeheizt würde.

Coogan schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Dämonenfratzige Ungeheuer drängten sich ihm entgegen. Schrecklich leuchtende Augen taten sich vor ihm auf, breite, unbeschreibliche Gesichter von Wesen, die hier auf dieser Seite des

Daseins nichts zu tun hatten, bildeten ein wirres und wahnwitziges Panoptikum des Grauens, in das er ohne sein Zutun geraten war.

»Rührt mich nicht an!« krächzte er und wich taumelnd zurück. »Ich habe nichts mit euch zu tun – ihr könnt mich nicht holen, wenn ich es nicht will.«

»Du irrst.« Wie ein brausendes Reibegeräusch klang die unmenschliche Stimme, die von allen Seiten gleichzeitig zu kommen schien. »Du hast gegen die Abmachungen und die Gesetze verstoßen, in die du Einblick hattest. Du hast das Spiel gespielt und verloren. Deine Seele kommt zu uns, sie hat keine Chance der Läuterung mehr.«

Heiße Luft fauchte durch die Wohnung. Ein ungeheures Dröhnen und Kreischen erfüllte den Raum.

Alles um ihn herum geriet in wirbelnde Bewegung. Die Bilder an den Wänden fingen an zu kreisen. Nägel rutschten aus der Wand, als ob sie von Magneten angezogen würden.

Tisch und Stühle machten sich selbständig.

Sie wurden vom Boden emporgerissen und auf ihn zugeschleudert, als ob die unheimlichen nächtlichen Gäste sie nach ihm werfen würden. Aber keiner von ihnen rührte auch nur einen Finger. Die Dinge erwachten zu einem schrecklichen, selbständigen Leben.

Die Lampe schaukelte wild hin und her, das Licht der kleinen gedämpften Stehlampe begann zu flackern und verlöschte.

Bill Coogan hatte das Gefühl, in einen Sog geraten zu sein.

Der Versicherungsvertreter torkelte hinaus auf den Gang und wußte nicht, wie er es schaffte, über das kleine, heranrutschende Sofa zu springen, das ihm den Ausgang versperren wollte, das sich ihm entgegenwarf wie ein wildes Tier.

Die Atmosphäre war erfüllt von Grauen, unheimlichen Geräuschen und unfaßbarem Leben.

Während er davonlief, berührte ihn etwas.

Hände!

Wie von einer Peitsche getroffen wirbelte Coogan herum, verlor den Halt und stürzte zu Boden. Im Fallen noch streckte er die rechte Hand nach der Klinke der Flurtür aus, um seine Hilferufe hinauszuschreien in den Treppenaufgang.

Mit einer harten, kurzen Bewegung schlug er die Klinke herab. Die Tür blieb spaltbreit geöffnet und ließ sich von ihm nicht mehr aufziehen, da er nach hinten gerissen wurde.

Er meinte, von tausend glühenden Nadeln gleichzeitig durchbohrt zu werden, als gierige Hände ihn anstießen und berührten.

Er schrie wie von Sinnen, schlug und trat um sich, und der Schweiß lief ihm in die Augenwinkel und engte sein Blickfeld ein.

Sein Körper war ein einziger großer Schmerz, unter dem er verging.

Etwas löste sich von ihm.

Plötzlich sah er sich aus einer ganz anderen Perspektive.

Er sah sich von oben, als ob er über den Dingen schwebte.

Unter ihm lag seine sterbliche Hülle – reglos und seltsam verrenkt, inmitten von verrückt gewordenen Möbelstücken, die ihr Eigenleben führten, inmitten von Glassplittern der Bilder, die krachend und berstend von der Wand rutschten und deren Verglasungen wie unter hohem Druck auseinanderplatzten, noch ehe sie den Boden berührten.

Bill Coogan wollte schreien, als er sich selbst unter sich sah.

Das war sein Körper! Aber er lebte nicht mehr in ihm. Seine Seele hatte sich daraus entfernt.

Namenlose Panik und Unverständnis erfüllten ihn.

In das rötlich flackernde Licht, das von einer unbekannten Quelle her heiß und trocken seine Seele anhauchte, mischte sich ein heller, weißer Streifen.

Das Ganglicht draußen vor der Wohnung wurde eingeschaltet.

Jemand stürmte die Treppe hoch.

Ein Schatten fiel über den Türspalt.

Die Klingel wurde betätigt. Laut hallte das Geräusch durch die Wohnung. Zu seinem Erschrecken mußte der über den Dingen schwebende Coogan feststellen, daß er jedes Geräusch laut und deutlich hörte, es geradezu mit übersensiblen Sinnen wahrnahm!

Da erkannte der späte Besucher, der zu ihm wollte, daß die Tür nur angelehnt war.

Schnell stieß der Außenstehende sie auf.

Francis Surman stand auf der Schwelle.

»Francis!« entfuhr es Coogan. Er fuchtelte mit den Armen in der Luft herum. »Flieh! Hier ist der Teufel los!«

Er brüllte förmlich jedes Wort heraus. Aber Francis Surman reagierte nicht. Er hörte ihn nicht.

Eine Sekunde lang stand der zu spät gekommene Freund an der Tür und starrte auf den reglosen Körper zu seinen Füßen und das Durcheinander, das in sämtlichen Räumen der Wohnung herrschte.

Surman bückte sich. Auf den ersten Blick sah er, daß Bill Coogan tot war!

Der Versicherungsvertreter starrte nach unten auf seinen toten Leib und sah, wie Surman ihn langsam und vorsichtig auf die Seite drehte, wie er Herzschlag abhörte und den Puls fühlte.

Coogan erblickte aus luftiger Höhe das bleiche ratlose Gesicht mit den dunklen, wie im Fieber glänzenden Augen.

Francis Surman kam zu spät. Er konnte nichts mehr für ihn tun.

Surman stieg über ihn hinweg.

Alle Möbel standen still, nichts mehr bewegte sich. Der Sturm des Grauens war vorüber, und Surman wußte nichts von dem, was sich

wirklich hier abgespielt hatte.

Er sah nur die verwüstete Wohnung und dachte, daß hier eine furchtbare Schlägerei stattgefunden hatte. Ein Wahnsinniger mußte die Einrichtung zertrümmert haben. Nichts mehr war ganz. In der Küche waren sogar die Kühltruhe und der Herd von der Wand abgerückt, und der Wasserhahn wies einen Knoten auf, als ob ein Titan sich ausgetobt hätte.

*

Mit Grausen stellte Bill Coogan fest, daß er sich von seinem leeren, stofflichen Körper plötzlich mit immer größer werdender Geschwindigkeit entfernte.

Er nahm alles aus einer veränderten und verzerrten Perspektive wahr. Die Wände um ihn herum wurden durchsichtig, und das rote, flackernde Licht wurde stärker.

Er konnte sich nicht wehren gegen die Kraft, die ihn davontrug und ihn von einem Augenblick zum anderen in eine fremde, unfaßbare Welt versetzte.

Seine Seele wurde entführt.

Er erblickte ein riesiges Tor vor sich, das auf massigen Säulen ruhte, die mit geheimnisvollen Zeichen und Symbolen übersät waren.

Flackernder roter Schein hüllte die Luft ein und spiegelte sich auf dem Toreingang. Dunkel und bedrohlich gähnte eine tiefe, unfaßbare Leere ihn an, die sich in dem Tor auf tat und in die Unendlichkeit zu führen schien. Bill Coogan war erfüllt von Grauen.

Er konnte nichts mehr ändern an seinem Schicksal. Er war nur ein Spielball in den Fängen der Macht, die er gerufen hatte und die ihn nun nicht mehr losließ.

Das war der Hades, das Reich der Toten, in den seine lebende Seele einging.

Die Unterwelt, von der frühe Völker schon berichteten, gab es wirklich. Sie existierte in einem anderen Raum-Zeit-Kontinuum und unterstand anderen kosmischen Gesetzen.

Er empfand wie ein Mensch, der lebte, er spürte das eisige Erschauern ebenso wie die trockene, glühende Hitze, die ihm aus dem unübersehbaren Schlund, der sich vor ihm auftat, entgegenschlug.

Er sah die schrecklichen Leiber seiner Begleiter, die den Weg durch das Nichts hierher mit ihm gemacht hatten, und er war ratlos, verzweifelt und unglücklich.

Zwei bärenstarke, halbnackte Gestalten, die ihn an Catcher erinnerten, standen am Tor und nahmen ihn in Empfang, und er sah, daß sich in der wabernden Dunkelheit des Torinnern zahllose verfluchte, dämonische Wesen drängten, die ihn auf seinem schweren

Gang durch und in die Unterwelt begleiten würden…

Der mit Coogan befreundete Journalist sah sich die ganze Wohnung an und konnte nicht fassen, was er zu sehen bekam.

Was war hier geschehen?

Das Ereignis war so rätselhaft, so merkwürdig, daß Surman keine Erklärung für sie fand.

Innerhalb weniger Minuten nach dem auf unerklärliche Weise abgebrochenen Telefonat war die Wohnung hier in einen chaotischen Zustand versetzt und sein Freund ermordet worden.

Bill und seine Geister, die Phantome aus einem jenseitigen Reich… er hatte sich wie Coogan stets für die Rätsel dieser Welt interessiert, doch er nahm sich nie die Zeit, sich intensiver damit zu befassen.

Er war überzeugt davon, daß es viele Dinge zwischen Himmel und Erde gab, die den Menschen unbekannt waren und die sie möglicherweise nie erforschen würden. Er war aber auch ebenso davon überzeugt, daß viele Dinge künstlich hochgespielt wurden und daß die Scharlatane und Betrüger gerade auf diesem Gebiet ihre ›große Kunst‹ zeigten.

War Bill überfallen und seine Wohnung von Rowdys so zugerichtet worden?

Unwillkürlich drängte sich ihm bei diesen Gedanken eine zusätzliche Überlegung auf: das Geschehen hier konnte unmöglich lautlos über die Bühne gegangen sein.

Der Lärm, als die Möbel verrückt und umgekippt wurden, mußte im ganzen Haus gehört worden sein.

Aber im Haus war es ruhig!

Keiner hatte sich um die Vorkommnisse hier gekümmert.

Er spürte die Gänsehaut, die ihm über den Rücken lief, obwohl er sie zu ignorieren versuchte.

Und als er in die Kucke blickte und den verknoteten Wasserhahn sah, da wußte er mit hundertprozentiger Sicherheit, daß sein Freund Bill keine irdischen Gegner zu Besuch hatte. Hier war etwas geschehen, das über seien Verstand ging.

Francis Surman zog scharf die Luft ein. Sein kantiges Gesicht schien in diesen Sekunden noch markanter in seinem Ausdruck zu werden.

Er stieg über zerfledderte Zeitungen, über aus Kommoden und Vitrinen gerissene Schubladen hinweg und bediente das Telefon. Surman rief die Polizei an.

Eine Viertelstunde später waren die Beamten zur Stelle, und die Inspektion des Tatortes, die Spurensicherung und routinemäßigen Untersuchungen begannen.

Inspektor Learing leitete die Aktion. Er ging sehr aufmerksam und mit viel Fingerspitzengefühl zu Werke. So etwas wie hier hatte er noch

nie gesehen.

Der einundfünfzigjährige Beamte von New Scotland Yard war ein ruhiger Mensch, zu dem man sofort Vertrauen haben konnte.

»Wie haben Sie ihn gefunden, Mister Surman? Was hat Sie veranlaßt, hierher zu kommen?« Learing stellte diese Frage erst, nachdem er sich einen umfassenden Eindruck von der verwüsteten Wohnung gemacht hatte.

Francis Surman erzählte von seinem Telefongespräch mit Bill Coogan und der plötzlichen Unterbrechung, zu der es gekommen war, als der Freund ihm eine entscheidende Mitteilung machen wollte.

Es war alles ziemlich verworren, und Stuart Learing konnte sich trotz guten Wollens kein rechtes Bild von den Dingen machen.

Zwei Stunden lang wurde fotografiert und gemessen und versuchten die Männer vom Yard, Licht in das Dunkel der Ereignisse zu bringen. Durch die Tätigkeit der Beamten waren nun auch die Nachbarn auf den Plan gerufen worden. Die Menschen drängten sich im Flur des nur drei Stockwerke hohen Hauses, und jeder wollte wissen, was passiert war.

Die Leute im Haus wurden als Zeugen befragt. Niemand hatte etwas gehört.

Zum Kronzeugen der Ereignisse wurde Francis Surman, und Learing bohrte immer wieder nach, was Coogan alles während seines Anrufs gesagt hatte.

Surman berichtete ihm, daß im Moment der Erklärung der Anrufer unterbrochen worden sei. In diesem Augenblick mußte das unbekannte Grauen hier zugeschlagen haben…

Die Leiche wurde beschlagnahmt und wenig später in einem Zinksarg abtransportiert.

Es war ein Uhr nachts, als Surman gemeinsam mit den Beamten den Tatort verließ.

Die Männer machten durchweg einen müden und bedrückten Eindruck. Jeder hing seinen Gedanken nach, jeder versuchte auf seine Weise mit den unheimlichen Bildern fertigzuwerden, die er in der Wohnung des Versicherungsvertreters gesehen hatte.

Gab es wirklich Geister und Dämonen?

Bill Coogan mußte daran geglaubt haben, und er hatte im Umgang mit ihnen irgend etwas verkehrt gemacht, daß man ihn so schrecklich bestrafte…

Kein Mensch hatte die Kraft, einen Wasserhahn zu verknoten. Die Kräfte, die hier freigeworden waren, stammten nicht von dieser Seite der Welt.

Die Fahrzeuge rollten davon.

Francis Surman stand noch einige Minuten lang am Fahrbahnrand und rauchte nachdenklich eine Zigarette.

Der Journalist überlegte, ob er alles richtig gemacht hatte, als er aussagte.

Nur bis zu einem bestimmten Punkt hatte er von Coogans merkwürdigem Anruf erzählt. Der Hinweis auf das zur Post gegebene Päckchen, das an ihn adressiert war, fehlte in dem Protokoll.

Das hatte Surman verschwiegen.

Aus gutem Grund, wie er glaubte.

Von dem Päckchen brauchte Scotland Yard nichts zu wissen. Das interessierte ihn mehr. Vielleicht würde er auf diese Weise von dem erfahren, was Bill Coogan ihm ursprünglich mitteilen wollte.

*

Er befand sich in einem anderen Raum und einer anderen Zeit. Aber um welche fremde Sonne jener Stern kreiste, auf den das Schicksal und Tamuurs geheimnisvolle Magier-Kräfte ihn geschleudert hatten, das vermochte er nicht zu sagen.

Seltsame und risikoreiche Abenteuer lagen hinter dem Mann, der sich Björn Hellmark nannte, der ein erstes Leben auf einer legendären Insel als Kaphoon hinter sich hatte und den das Schicksal dazu auserkor, den Kampf mit unsichtbaren Mächten und Kräften aufzunehmen, die sich verborgen auf der Erde tummelten und die auf anderen Welten und im Kosmos zu Hause waren.

Es waren die bösen Urkräfte eines dämonischen Zeitalters, die wieder erstarkten. Hellmark war aufgebrochen, das Geheimnis der Herkunft dieser Kräfte zu klären und einen Wall zu errichten, um die böse Flut, die alles zu überschwemmen drohte, aufzuhalten.

Er war ein Mensch aus Fleisch und Blut, aber das Blut, das in seinen Adern floß, stammte von einer alten Rasse, die einst auf der glücklichen Insel Xantilon lebte, ehe eine Priesterkaste einem falschen ewigen Leben zuliebe das Gewonnene und Erkannte aufs Spiel setzte und ein ganzes Volk mit in den Abgrund riß. Die Gegenwart des 20. Jahrhunderts, jene Jahre, bevor die Erde auf ihrem Weg durch das Universum in die Herrschaftsdekade des Sternbildes des Wassermanns geriet, war zum entscheidenden Schlachtfeld geworden.

Was sich hier entwickelte, würde im Zeichen des Wassermanns von Bedeutung sein.

Bis auf eine Begleiterin, die durch einen Zufall auf ihn gestoßen war, konnte Hellmark im Moment mit niemand rechnen.

Danielle de Barteaulieé war eine Halbhexe. Die hübsche Französin stammte aus dem 15. Jahrhundert. Ein ruheloses Wandern durch die Jahrhunderte hatte sie veranlaßt, endlich einen Strich unter jenes verdammte Dasein zu machen, in das Rha-Ta-N'my und deren Helfershelfer sie zwangen.

Danielle war abfällig geworden. Die Bekanntschaft mit Björn Hellmark hatten ihr Leben und ihre Einstellung zu gewissen Dingen von Grund auf verändert.

Sie liebte Björn. Den Auftrag Rha-Ta-N'mys, Hellmark zu töten, würde sie wohl nie ausführen können.

Die wochenlangen Fußmärsche durch eine unbekannte, fantastische und zum Teil recht gefährliche Welt hatten sie zusammengeschmiedet. Sie waren sich nähergekommen.

Die Fähigkeiten, die Danielle de Barteaulieé von Dämonen verliehen bekam, setzte sie ein, Gutes zu tun und ihre Lage nach Möglichkeit zu erleichtern.

Durch Björn wußte sie, in welch ausweglose Situation sie geraten waren.

Der blonde Deutsche, der ein geheimnisvolles und kostbares Schwert trug, war in jene andere Welt gekommen, um Tschinandoah, die gepriesene Stadt, zu finden.

Noch ehe er sie erreichte, sorgte ein unglückliches Ereignis dafür, daß beide aus jener Dimension geschleudert wurden und nun auf einem fremden Stern, der nichts mit der Erde gemein hatte außer der Lufthülle, ihr Dasein fristeten.

Nur eines schien klar zu sein: jener Stern bewegte sich im gleichen Sonnensystem um seine Bahn wie die Welt, die Hellmark durch den magischen Spiegel der Kiuna Macgullyghosh erreichte.

Sein Auftrag war gewesen, immer dem Südstern zu folgen, der sich markant von allen anderen am Nachthimmel unterschied: um einen großen Stern im Mittelpunkt gruppierten sich drei kleinere. Wäre alles glattgegangen, hätten Hellmark und Danielle de Barteaulieé am Ende ihres Ziels genau dort gestanden, wo der Südstern senkrecht sein Licht auf diese Welt abstrahlte. Und dieser Punkt wäre Tschinandoah gewesen.

Der Stern, dem sie nach dem Zusammenbruch ihres Raum-Zeit-Kontinuums eine Nacht lang gefolgt waren, glich dem Südstern. Aber er war schwächer, und die drei über ihm erstrahlenden Sterne waren kleiner und standen dichter beisammen.

Mit seinem Doppelkörper Macabros unternahm Hellmark nach der Feststellung dieser Tatsachen ein Experiment.

Mit Macabros erreichte er jene andere Welt und damit Tschinandoah. Doch es war jenes Tschinandoah, wie es am Ende seiner Zukunft aussah.

Die zeitverändernden Erschütterungen hatten gerade dieser Stadt erheblich zugesetzt.

Als Macabros erfuhr er dort gerade noch, daß ein Mann namens Zavho, der im Tschinandoah der Zukunft lebte, das Chaos und das Ende dieses beseligenden Mittelpunktes jener Welt vorausgesagt hatte.

Zavho war sicher gewesen, daß Hellmark doch noch kam, um die Botschaft entgegenzunehmen, die in Tschinandoah auf ihn wartete und die für Molochos, seinen erbitterten Feind, einen entscheidenden Hieb bedeutete.

Zavho war nicht sterblich, wie er durch die sieben versteinerten Tempeldienerinnen erfahren hatte.

Da griff Molochos ein, als die Auswirkungen von Tamuurs menschenfeindlicher Magie auf Tschinandoah sichtbar wurden. Zavho, der einzige und wichtigste Kenner, wurde entführt. Als Lebender fristete er sein Dasein in einer höllischen Unterwelt, die sonst den verfluchten Seelen vorbehalten war und von Molochos Teufelsdienern beherrscht und kontrolliert wurde.

All diese Dinge gingen ihm durch den Kopf, als sie – dem Stand der fremden Sonne nach zu urteilen – am späten Nachmittag ein Gebiet erreichten, das an eine irdische Sandwüste erinnerte.

Hoch und sanft unterbrachen riesige Dünen das Gleichmaß bernsteinfarbenen Sandes. So weit das Auge reichte.

Die Luft war trocken, aber nicht besonders heiß.

Hinter einer schuppenförmig emporsteigenden Düne ruhten sie aus.

Der Weg – egal in welche Himmelsrichtung – würde auf alle Fälle in eine Sackgasse führen. Hier auf dieser Welt fand er nicht das, was er suchte, hier würde er auch niemals die Möglichkeit finden, zurückzukehren in die Welt, in die sie beide gehörten.

Gedanken an Carminia und Pepe und seinen Freund Rani drängten sich ihm auf, und gedankenverloren starrte er in die Ferne des kupferfarbenen Himmels, an dem die Sonne hinter den höchsten Dünen verschwand.

»Ich möchte dir gerne helfen«, sagte Danielle mit zärtlicher Stimme, und ihre Rechte glitt behutsam seinen Arm empor.

»Du hast mir schon viel geholfen.« Er lächelte und dachte daran, daß seine Anwesenheit hier auf dieser fremden Welt durch Danielle vieles von ihrer Unbequemlichkeit und Unsicherheit verloren hatte.

Die Französin war durch ihre magischen Fähigkeiten imstande, für Getränke und Speisen zu sorgen. Mit ihrer Willenskraft zauberte sie förmlich einen gedeckten Tisch herbei, so daß ihrem Aufenthalt hier etwas Märchenhaftes anhaftete.

»Es ist zu wenig, für das, was ich für dich tun könnte.« Sie seufzte und spielte auf ihre Versuche an, die sie unternommen hatte, diese fremde Welt zu verlassen. Doch dazu reichten ihre Kräfte nicht aus. Jeder Versuch war mißlungen. Sie konnte weder sich noch Hellmark dorthin zurückversetzen, woher sie kamen, als sie die Bekanntschaft Tamuurs machten.

Der Punkt war erreicht, wo das Leben und ihre Mission infrage

gestellt waren.

Wie konnte Björn Zavho und den Eingang zur Unterwelt finden, wenn sich das Geschehen um Zavho aus Tschinandoah auf einer anderen, unendlich weit von hier liegenden Welt abgespielt hatte?

Als Macabros konnte er nach wie vor jeden Punkt im Universum erreichen, ob es der nächste Mond war oder die am Rande der Galaxis liegende Milchstraße. Aber selbst das nützte ihm nicht viel, wenn er nicht das Tschinandoah erreichte, wie es zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgesehen hatte. Das Tschinandoah der Zukunft nützte ihm nichts mehr. Die Stadt war vergangen und ins Ende ihrer Zeit versetzt worden.

Zavho lebte am Ende dieser Zeit und wurde entführt. Er war Geheimnisträger. Aber dies zu wissen, nützte ihm auch nichts, solange er nicht darüber informiert war, wo sich die Unterwelt befand, in der Zavho festgehalten wurde.

Ein elender Teufelskreis…

Aber es gab einen Ausweg. Er hatte ihn immer wieder vor sich hergeschoben, in der Hoffnung, vielleicht doch noch weiterzukommen. Aber dies erwies sich als Trugschluß. Nun mußte er tun, wovor ihm bangte, worin er aber die einzige Möglichkeit erblickte, Rat und Hilfe zu erhalten: er mußte den Trank der Siaris nehmen.

Damit hatte es seine besondere Bewandtnis.

Der Trank ging auf eine geheimnisumwitterte Blume zurück, die auf einer anderen Welt wuchs und deren Name und Aussehen nur auserwählten Priestern bekannt war. Der Trank der Siaris war Nektar und tödlich wirkendes Gift zugleich.

Zum falschen Zeitpunkt genommen, brachte es den um, der sich dafür entschieden hatte, es zu nehmen. Zum richtigen Zeitpunkt genommen erweiterte der Genuß des Siaristrankes das Bewußtsein und ließ denjenigen zu Entscheidungen und Klarsicht kommen, wie es nur ein prophetischer Traum oft vermochte.

Björn und Danielle aßen und tranken. Die Französin beherrschte ihre Fähigkeiten mit immer größer werdender Virtuosität. Es bereitete ihr nicht die geringsten Schwierigkeiten, gebratenes Fleisch oder gekochten Fisch auf einem feinen Porzellanteller erscheinen zu lassen. Kostbarer Wein in funkelnden Gläsern konnte sie ebenso herbeizaubern wie heißen, duftenden Kaffee oder klares, erfrischendes Mineralwasser.

Sie hatte sich vollends gelöst von den Vorschriften Rha-Ta-N'mys. Sie selbst hätte sich durch diese Fähigkeiten ernähren können, aber daß sie damit einem Feind half, das würde die Dämonengöttin mit Unwillen und Zorn registrieren.

Danielle de Barteaulieé wirkte trotz der undurchsichtigen Lage, in

die sie geraten waren, glücklich und zufrieden.

»Eigentlich haben wir doch überhaupt keine Sorgen«, meinte sie, zufrieden den Teller auf dem gedeckten Tisch zurückschiebend, den sie ebenfalls aus dem Nichts herbeigezaubert hatte. »Wir haben zu essen und zu trinken, und nachher werden wir sogar ein Bett haben. Das ist doch großartig, nicht wahr?«

Björn nickte. »Ja, das ist großartig. Wenn ich daran denke, wie wir beide mit Beeren- und Wurzelsammeln angefangen haben, wie wir uns ullnakscher Methoden bedienten, um Dinge zu konservieren, um ständig Proviant dabei zu haben, dann muß man in der Tat von einem großen Fortschritt sprechen. Du hättest eher damit anfangen sollen.«

»Mir fehlte es an Mut und Entschlossenheit. Ich habe meine Kräfte durch die Gedanken an andere Dinge vergeudet. Es wird nicht wieder vorkommen.«

Sie aßen und tranken ausgiebig, und danach ließ Danielle alles wieder verschwinden, als wäre es nie gewesen.

Es war wie eine Fata Morgana.

Aber Björn wußte, daß es sich um keine handelte.

Er war gesättigt und spürte keinen Durst mehr. Das war noch kein Zeichen dafür, daß er all die Köstlichkeiten wirklich genossen hatte, daß sie nicht nur erträumt waren. Auch das konnte noch ein Trick Danielles sein. Aber mit magischen Tricks war keinem von ihnen gedient. Sie brauchten Kraft und Energie, und die erhielten sie durch ausreichendes Essen.

Er wurde nicht schwächer. Und das wertete er als Kriterium.

Wie Danielle es schaffte, auf einer unmenschlichen Welt menschliche Speisen entstehen zu lassen, das wußte sie offenbar selbst nicht. Sie fing langsam damit an, ihre Möglichkeiten und Kräfte auszuloten, die in ihr schlummerten und die sie zur abtrünnig gewordenen Hexe machten.

Die Gesten und die Worte, die sie dabei sprach, wenn sie etwas Neues bewirken wollte, waren nur spärlich angewendet.

An geschützter Stelle der Düne ließ sie ein buntes Zelt entstehen, das aussah wie ein etwas in die Breite geratener Turm. Mitten im Zelt stand eine französische Liege. Weiche Kissen lagen wild verstreut im Zelt herum, zarte, duftende Stoffe verkleideten die Zeltwände und schufen das Interieur eines französischen Schlafzimmers.

Björn beobachtete die hübsche Begleiterin eingehend und registrierte, daß Danielle nicht minder erstaunt war über das, was sie aus dem Nichts schaffen konnte. Und Hellmark wurde klar wieso der Comte de Noir, Danielles Vater, zu seiner Zeit alles für seine Tochter herausholen wollte und dann zu einer List griff, um diesen Leib und diese Seele nicht der ewigen Verdammung preiszugeben. Er hatte das äußerste gewagt. Aber – hatte er auch gewonnen?

Im stillen fürchtete er sich vor der Konsequenz, die er eigentlich daraus ziehen mußte. Kräfte, die durch Nächte der Finsternis Menschen zu Übermenschlichem fähig machten, waren immer gefährlich.

Inwieweit Danielle frei und unabhängig war, inwieweit sie ihre Kräfte wirklich beherrschte ohne sich jener zu bedienen, die eigentlich dafür verantwortlich zu machen waren, wagte er nicht zu entscheiden.

Es war bisher immer so gewesen, daß die Dämonischen mit vollen Händen gaben, wenn man sie darum bat oder sie zu zwingen verstand. Aber dann kam der Punkt, wo sie Tribut forderten. Keiner war bisher ungeschoren davongekommen. Drohte Danielle das gleiche Schicksal?

Er mußte noch mal darüber mit ihr sprechen, mußte noch mehr über sie und ihre Herkunft erfahren. Vielleicht lagen bei ihr die Dinge ein wenig anders, vielleicht hatte sie in der Tat einen Schutzwall um sich herum aufgebaut, der es ihren unsichtbaren Feinden unmöglich machte, sie anzugreifen. Schließlich wußte er bis zur Stunde nicht genau, welch ungeheure magische Kraft ihr, Vater besaß, der in völlige Abhängigkeit geraten war und seiner Tochter sein Schicksal ersparen wollte. Danielle hatte durch dämonischen Einfluß Jugend und Schönheit erhalten und der Comte de Noir mußte auf irgendeine rätselhafte Weise Rha-Ta-N'mys Wort gebunden und unveränderbar gemacht haben, so daß die Dämonengöttin ihrer Wut und ihrem Zorn, was die Person Danielles anbetraf, keinen freien Lauf lassen konnte.

Auch diese Überlegung erschien ihm so bemerkenswert, daß er sie bei nächster Gelegenheit gründlichst mit seiner charmanten Begleiterin erörtern wollte.

Danielle ging um die Liege und schob an der Seitenwand einen Vorhang zur Seite. Dahinter tat sich eine mit warmem Licht durchflutete Nische auf, und klares Wasser sprang aus dem Nichts wie ein Quell in die Tiefe. Wasserfontänen spritzten vom Boden empor.

»Frisches, klares Wasser. Und das mitten in der Wüste!« freute sie sich. »Ist das nicht herrlich?«

Er lächelte. »Doch, das ist es.« Er ließ sich seine Beunruhigung nicht anmerken. Wie lange wohl würde Rha-Ta-N'my dieses Spiel noch mitmachen?

»Ich werde jetzt duschen, Björn. Ein wunderbarer Luxus. Und dann werde ich mir ein neues Kleid wünschen. Diesen Fetzen hier hab ich satt. Sag, welche Farbe steht mir gut? Wie soll ich es tragen?«

Er brauchte überhaupt nicht nachzudenken. »Du kannst alle Farben gut tragen. Zu deinem schwarzen Haar und deinen dunklen Augen kannst du alle Braun- und Gelbtöne wählen. Auch ein kräftiges, smaragdfarbenes Grün würde dich prächtig kleiden.«

»Gut! Ich werde dir mehrere vorführen. Dann kannst du mir das nennen, das ich ab morgen tragen werde. Diesen herrlichen Platz am

Anfang einer großen Wüste werde ich immer in bester Erinnerung halten.«

Sie hätte das nicht gesagt, würde sie in diesem Moment einen Blick nach draußen geworfen haben.

Dieser Platz war nicht so friedlich, wie sie auf den ersten Blick festgestellt hatten.

An der Düne, nur eine Steinwurfweite von dem bunten, turinartigen Zelt entfernt, bewegte sich etwas.

Lautlos rollte aus der sanft gewellten Höhe Sand in die Tiefe.

Etwa drei Meter unterhalb der Dünenhöhe erschienen zwei dunkelglänzende, fußballgroße Öffnungen.

Erst bei genauerem Hinsehen war zu erkennen, daß es sich um zwei – Augen handelte.

*

»Ich werde mich gern darum kümmern«, sagte er zu ihr. »Doch mußt du dich noch eine Weile gedulden. Ich bin bald wieder zurück. Ich will nur etwas ausprobieren.«

Mit diesen Worten wandte er sich ab.

»Cherie!« rief sie ihm zu. »Was ist, wenn es mißlingt?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht werde ich einschlafen und nach einem rauschartigen Zustand Stunden später wieder zu mir kommen. Was auch geschieht, Danielle, ich möchte dich um eines bitten: unternimm nichts! Vielleicht werde ich, wenn mein Bewußtsein ausgeschaltet ist, durch mein verändertes, durch Siaris beeinflußtes Unterbewußtsein, Antwort auf die Fragen finden, die für uns beide lebensnotwendig sind…«

Sie nickte und sah ihm ernst nach, wie er nach draußen verschwand. Am liebsten hätte sie ihn zurückgehalten, aber sie wußte, daß das keinen Sinn gehabt hätte.

Hellmark wählte das Risiko.

Ein anderer Weg blieb ihm nicht mehr…

*

Er entfernte sich seitlich vom Zelt und verhielt im Windschatten der schuppenförmigen Düne.

Björn öffnete betont langsam den Lederbehälter an seinem Gürtel, in dem er die magischen Augen des Schwarzen Manja aufbewahrte, die Dämonenmaske und das verkorkte Fläschchen mit Siaris.

In der stillen Wüstenluft, die ihn umgab, war deutlich das leise plopp zu hören, als er den Korkstopfen abzog.

Die Flasche war nicht mehr ganz gefüllt. Etwa ein Drittel des

Inhalts fehlte. Siaris hatte seinerzeit seiner geliebten Carminia das Leben gerettet.

Er träufelte vorsichtig einige Tropfen der hellen und zart duftenden Flüssigkeit auf seine Handinnenfläche und leckte sie dann ab.

War die Menge ausreichend oder mußte er mehr nehmen?

Er beobachtete seine Gefühle und Gedanken ganz genau.

Im nächsten Augenblick wußte er nichts mehr von sich.

*

… und er sah Bilder und vernahm Geräusche, wie er sie bisher nicht wahrgenommen hatte.

Es war wie ein Traum, in dem Raum und Zeit und Persönlichkeit aufgehoben waren.

Er schwebte über dem silbern schimmernden Geflecht einer endlosen Straße, die von strahlenden Bäumen und geheimnisvoll aussehenden spiralförmigen Türmen gesäumt wurde.

Der Himmel über ihm hatte keine Sonne, und doch strahlte ein Licht aus ihm, als wäre das Firmament von innen her beleuchtet. Auf der Welt, die er sah, existierten keine Schatten.

Die Formen, die er noch eben wahrnahm, verwischten, als ob eine Fata Morgana sich langsam auflöste.

An ihrer Stelle entstanden neue Formen, neue Eindrücke.

Hellmark sah sich inmitten eines paradiesischen Gartens versetzt, durch den zahlreiche gepflegte Wege führten. Endlose Blütenfelder dehnten sich nach allen Seiten hin, Vögel zwitscherten, und er atmete eine Luft von einer Klarheit, wie er sie nie zuvor genossen hatte.

Da war auch der Garten wieder verschwunden, als hätte es ihn nie gegeben. Es kam ihm vor, als ob er still stände und die Welten eine nach der anderen sich über ihn stülpten, um schließlich wie zu verlöschen.

Es war die sechste oder siebte Stufe, die er durchmachte, genau vermochte er es nicht mehr zu sagen, als er sich unvermutet inmitten herrlicher Farben und Düfte wiederfand.

Er schwebte darin, und alles war so leicht und losgelöst, daß er meinte, keinen Körper mehr zu besitzen.

Seine Seele und sein Geist hatten sich vollends gelöst von seiner sterblichen Hülle. Er befand sich in einer Welt des reinen Geistes und meinte, viele Universen hinter sich gebracht zu haben, ehe er dieses Ziel erreichte.

Die Einflüsse und Gedanken, die er empfing, waren klar und einleuchtend, und jetzt, am Ende seiner geistigen Reise, begriff er, was für eine Welt das war.

»Am Ende des ersten körperlichen Daseins steht der Tod der Hülle,

die den Geist und die Seele beherbergt. Wenn die Seele in der sterblichen Hülle genügend Zeit und Gelegenheit fand, sich zu entwickeln, dann geht sie ein in die zweite Stufe ihrer Entwicklung nach dem Tod. Geist und Seele entwickeln sich weiter, bis ein neuer Tod erfolgt und eine neue Entwicklungsstufe durchlaufen werden muß. Insgesamt gibt es sieben solcher Stufen. Wir – und du – befinden uns derzeit in der sechsten, in der vorletzten. In der siebten hört der Zyklus auf. Es wird keinen Tod und keine neue Geburt mehr geben, egal in welcher Form. Das Eingehen in die siebte und letzte Stufe bedeutet, den höchsten Punkt der möglichen Entwicklung zu erreichen. Dann erst kann der freie und befreite Geist den Kosmos in seiner ganzen Größe und Vielfalt begreifen und bejahen, dann gibt es keine Barrieren mehr, die ihn halten – und die Unendlichkeit und das Ewige liegen vor denen, die das Glück hatten, geboren zu werden. Der Geist kann das Universum durchstreifen…«

Björn Hellmark war schon bei den ersten Worten, die telepathisch in sein Bewußtsein drangen, zusammengefahren.

Nicht nur der Inhalt des Gesagten war es, was ihm seine augenblickliche Stellung und Situation vor Augen hielt – vor allen Dingen war es auch die Stimme.

Wer da zu ihm sprach, war niemand anders als sein geheimnisvoller, unsichtbarer Geistfreund Al Nafuur, der Priester aus dem untergegangenen Xantilon.

Inmitten der schillernden Farben erschien eine Gestalt.

Und zum ersten Mal in seinem Leben sah Hellmark den Mann, der ihm seit Jahren mit Rat und Tat aus dem Reich der Unsichtbaren zur Seite stand.

Er stand Al Nafuur gegenüber.

*

Der Geistfreund war hochgewachsen und schlank.

Das nackenlange Haar war fast weiß und bedeckte die Ohren zu beiden Seiten.

Al Nafuur war von einer strahlenden Aura umgeben und von goldschimmernden kugelartigen Gebilden, die ihn schwerelos wie Weltenkörper im All umschwebten.

Der Körper des Geistwesens steckte in einer lichtdurchfluteten Hülle, die man sicherlich nur als eine Art Gewand bezeichnen konnte. Zumindest bedeckte sie die Blöße des Mannes, der ihm gegenüberstand.

Faszinierend waren die Augen Al Nafuurs.

Goldene Pupillen inmitten einer aus feinstem Silber gesponnenen Iris. Im Lauf seiner mehrfachen Entwicklung mußte Al Nafuur

möglicherweise solche Augen bekommen haben. Diese Augen hatten Welten gesehen, die Tiefe des Kosmos erblickt und waren auf Dinge aufmerksam geworden, die ein Normalsterblicher nie geschaut hatte.

»Dies ist die Welt der sechsten Stufe«, murmelte Björn. »Dies ist das Zwischenreich, aus dem ich immer deine Botschaften empfange.«

»Es ist nur ein Bezirk dieses Reiches«, mußte er sich sagen lassen. »Ich könnte dir vieles zeigen und erklären – aber das würde den Rahmen der Möglichkeiten sprengen, die du durch deinen Willen geschaffen hast. Du bist hier, weil ein Problem von größter Wichtigkeit zu klären ist. Dein Aufenthalt hier kann nur kurz sein – deshalb muß ich mich beeilen. Komm mit mir, ich möchte dir etwas zeigen…«

Es war kein Gehen. Es war ein Schweben, schnell und ohne Übergang, an einen anderen Ort.

Die Farben wischen zurück.

Instinktiv wollte Hellmark einen Fuß vor den andern setzen. Doch dies war überhaupt nicht möglich. Noch ehe er zur Bewegung ansetzte, befand er sich schon dort, wohin Al Nafuurs Geist ihn lenkte. Der Zauberpriester lächelte kaum merklich. »Wenn man unvorbereitet hierherkommt und seiner sterblichen Hülle noch verhaftet ist, dann gibt es Probleme. Hier genügt es, einen Gedanken zu denken, und die Dinge geschehen. Geist und Materie sind eines. Auch du wirst mal die Erfahrung machen – vorausgesetzt, daß die Entwicklung so verläuft, daß die Mächte der Finsternis nicht erstarken, sondern in ihrem Vormarsch gebremst werden. Das Ziel der Finsteren ist es, Einfluß zu nehmen auf jegliche Entwicklung und freie Entfaltungsmöglichkeit jeder Intelligenz im allumfassenden Kosmos. Wenn es gelingt, schon zu Lebzeiten eines Sterblichen Einfluß zu gewinnen über sein Denken und Fühlen, wenn es gelingt, seine Entwicklung in der zweiten Stufe damit abzubrechen, werden die Heere der bösen Mächte größer und mächtiger werden. Sie verändern den Sinn des Todes und säen das Grauen, wo der Frieden und die Helligkeit beginnen sollen. Die Freiheit, in die der einmal Geborene naturgemäß hineinwächst, ist den herrschenden Dämonen, an ihrer Spitze Rha-Ta-N'my und Molochos, ein Dorn im Auge. Sie streben danach, alles zu besitzen, alles unter ihre Herrschaftspeitsche zu zwingen. Damit erwarten sie notwendigerweise auch eine Kontrolle über die ihnen bisher verschlossenen Reiche des Jenseits. Sie hassen die Freiheit und wollen die Unfreiheit. Die gewaltige Entwicklung, die vor jedem einzelnen liegt, das enorme Potential an Wissen und Freiheit wollen sie verhindern.«

Nie hatte Björn so klar und massiv die Gedankengänge seines großen Geistfreundes verfolgen können.

Die Welten, die sie sonst voneinander trennen, lagen nun nicht

mehr zwischen ihnen.

Siaris hatte sein Bewußtsein ausgeschaltet und sein Unterbewußtsein aus den Angeln gehoben, und in diesen Sekunden glaubte er in wolkenhaftem Schweben das Geheimnis von Leben und Sterben begriffen zu haben, den Aufbau des Universum zu verstehen und den Sinn des Daseins zu erkennen.

Von berauschenden und schwingenden Farben eingehüllt lag ein großer See vor ihnen, dessen Oberfläche glatt und glänzend war wie die eines Spiegels.

Hellmark schwebte neben der strahlenden Gestalt, die ihn um Haupteslänge überragte. Hier gab es kein Oben und kein Unten. Die Fixpunkte waren aufgehoben.

Er war erfüllt von tausend Fragen, und diese Fragen wurden ihm im gleichen Augenblick beantwortet, da Al Nafuur Kenntnis hatte von seinem Denken. Hier gab es keine Barrieren mehr, keine Geheimnisse, die einer vor dem anderen hatte. Das war auch gar nicht nötig.

Diese Welt war die offene Welt des Geistes, war die letzte Station vor dem endgültigen Einswerden mit dem Kosmos, mit dem Verstehen der Allmacht, die das Leben einst schuf. Vielleicht sogar – mit der Begegnung mit ihr?

Seine Sinne wurden auf das Zentrum des spiegelnden Sees gelenkt, der von schillernden, duftenden Farben umhüllt war, für die es in keiner menschlichen Sprache einen Begriff gab.

Inmitten des Sees bildeten sich farbige Szenen.

»Schau sie dir genau an«, forderte Al Nafuur ihn auf. »Sie sind der Schlüssel zu den Möglichkeiten, die du noch hast, aus dem Dilemma herauszukommen…«

Mit der Gedankenstimme erfolgten die Bilder in dem glitzernden Spiegelsee in rascher aber verständlicher Folge.

Er sah eine fremde Sonne, um die drei kleinere wie Trabanten kreisten.

Der vierte Planet dieses Systems war derzeit seine Heimat, auf den Danielle und er geschleudert worden waren.

»Sein Name ist Helon«, erklärte Al Nafuur.

Auf Helon lebten viele Rassen von unterschiedlicher Herkunft und ebenso unterschiedlicher Kultur.

Helon bildete ein Kaleidoskop an Fremdartigkeit und Faszination, und ein Teil der fantastischen Welt hatte er in den Völkern der Satis, der Jo-Os und von Vatox, des Flüssigwesens, schon kennengelernt.

»Die du bekämpfst, Björn, haben überall auf diese Welten ihren Fuß gesetzt. Das System besteht aus insgesamt sieben Welten. Drei davon sind bewohnt. Du hast unfreiwillig eine Reise durch den Kosmos gemacht, ohne den Übergang zu spüren. Die Sonne mit den drei Trabantenkörpern scheint am Tag so hell, daß du nicht in der

Lage bist zu erkennen, daß es in Wirklichkeit vier Körper sind, die ihr Licht ausstrahlen. Als Südstern hast du diese Sonne auf einer Welt wahrgenommen, die Lichtjahre von dieser entfernt ist.«

Die Wahrheit, die er die ganze Zeit über geahnt hatte, wurde nun zur Gewißheit für ihn.

Zwischen zwei Welten, durch Millionen Lichtjahre voneinander entfernt, existierte dennoch eine geheimnisvolle Raum-Zeit-Verbindung, welche dämonische Mächte für ihre Zwecke nutzten.

Ein Unfall hatte für den Bruchteil eines Augenblicks jenen Dimensionsspalt geöffnet, in dem Raum und Zeit sich aufhoben. Danielle und er wurden durch diesen Spalt gerissen, ohne dies zunächst zu bemerken.

Ein ähnliches Gestirn am nächtlichen Himmel, das er als Südstern ansah, hatte seinen Verdacht geweckt, daß etwas nicht mehr stimmte.

»Das Problem liegt darin, den Weg zurückzugehen«, vernahm er Al Nafuurs nachdenkliche Worte in seinem Bewußtsein. »Dorthin zurückzugehen allerdings ist auch das Problem, vor dem ihr steht. An einem bestimmten Punkt müßte sich das Gleiche wiederholen, was euch nach Helon schleuderte. Doch daß dies geschieht, ist mehr als unwahrscheinlich. So steht dir ein anderer Weg offen – einer, der mit großem Risiko durchführbar ist. Und darauf kommt es jetzt an, willst du nicht bis ans Ende deiner Tage Gefangener des Sterns Helon sein…«

Das Sonnensystem und die Umlaufbahnen der Planeten, die er wie durch ein gewaltiges Okular hatte beobachten können, erlosch im Zentrum des Spiegelsees wie ein Licht, das man ausschaltete.

An seine Stelle trat nun eine aus groben Steinen errichtete Mauer, die wie ein Gang auf einen aus nicht minder groben Quadern gepflasterten Platz führte. Der Platz war umgeben von leeren, ruinenhaften Steinhäusern. Leer und wie anklagend wirkten die Fensterlöcher in den primitiven Bauwerken.

Ein rätselhaftes, bedrückendes Zwielicht lastete über dem Ort. Schwarze Vögel kreisten in großer Höhe über dem Platz und den leeren Gebäuden.

Der zentrale Mittelpunkt des Ortes war ein massiger, etwa hundert Meter hoher Stein, der sich wie eine Pyramide nach oben hin verjüngte.

Das klobige Bauwerk sah aus, als wäre es mehrfach in sich zusammengerutscht. Wie Auswüchse wirkten die Gesteinsmassen, die im Lauf von Jahrhunderten oder Jahrtausenden durch den Druck von oben und die unzureichende Absicherung der seitlichen Kanten herausgepreßt worden waren. In dem grauen und groben, nackt und kahl wirkenden Ort wehten seltsam klagende Geräusche über die zerfallenen Ruinen hinweg. Es klang wie das Seufzen von Sterblichen.

»Das ist ein besonderer und von vielen Völkern der Jetztzeit gemiedener Ort«, tönte Al Nafuurs Stimme wieder in seinem Hirn. »In alter Zeit war es üblich, daß die Reiter von Lovon diesen Ort aufsuchten, um ihre Feinde ins Jenseits zu befördern. Einer schrecklichen Gottheit, deren Name heute niemand mehr kennt, wurden Menschenopfer dargebracht, um sie um Kraft und Hilfe zu bitten und sie jederzeit günstig zu stimmen…«

Als ob eine unsichtbare Kamera über dem öden, verlassenen Ort kreisen würde, sah er nun den zusammengesackten dreieckigen Turm von der Seite und dann von oben. Noch verhältnismäßig gut erhalten waren auffallend schmale Stufen, die rund um die zerfallene Pyramide und nach oben führten. In der Höhe gab es einen Sockel, an dem gewaltige Taue befestigt waren, die in die ungewisse und trübe Tiefe der Pyramide ragten. Die Pyramide war hohl wie ein Kamin, und von hier oben aus konnte man hineinsteigen. Aus schwindelnder Höhe blickte man über die klobigen, unfreundlichen Häuser hinweg und nahm dahinter den zarten und weichen bernsteinfarbenen Sand der Helon-Wüste wahr.

»… wo Krieger und Unschuldige ihr Leben verloren, existiert noch heute die Kraft, die deren Seelen in die Unterwelt holte, wo sie als Rha-Ta-N'mys und Molochos Diener für alle Zeiten festgehalten werden. Das ist die einzige Verbindung dorthin, wo Zavho sich aufhält, der Mann, den du suchst und der sein Wissen mit ins Grab genommen hat, in dem auch du sein kannst. Durch Siaris. Finde die Stelle, die ich dir hier zeige und die in der Helon-Wüste liegt! Steige in die Tiefe der Todes-Pyramide, indem du die Begegnung mit den Reitern aus Lovon meidest, denn: in und um Lovon kündigen sich Veränderungen an. Die Macht liegt noch in der Hand des Prinzen Ghanor. Sein Herrschaftsstil wird von Lugom, seinem Bruder, nicht gut geheißen. Ghanor setzt die milde und verständnisvolle Politik seines Vaters fort, der sich mit den Nachbarvölkern aussöhnen wollte. Die Randvölker der Wüste sind einfache, primitive Stämme, die einer Natur-Religion huldigen und bisher erfolgreich den Riten und Versuchungen Rha-Ta-N'ym'scher Prägung Widerstand entgegensetzten. Es ist bis heute nicht geklärt, woher diese Völker die Kraft nehmen, diesen Widerstand aufrecht zu erhalten und weshalb die Boten der Finsternis, die auf Helon wie zu Hause sind, bisher nicht intensiver eingegriffen haben. Das Geheimnis dieser Freiheit muß in den Primitiven selbst stecken. Für sie sind die Leute aus Lovon Todfeinde, obwohl das Verhältnis unter Ghanors Führung inzwischen merklich entkrampft wurde. Sie haben erkannt, daß Ghanor eine Veränderung der Verhältnisse anstrebt, die seit Jahrhunderten das Leben und Streben seines Volkes bestimmen. Die Einflüsse böser Mächte in Lovon war stets groß, und die Primitiven in den Randzonen

wurden seit jeher wie Tiere behandelt. Ghanor hat sich befreit aus den Fesseln der Verstrickungen, und sein Bruder Lugom will diese Verstrickungen wieder herbeiführen. In Lovon hat, ein geheimes Tauziehen begonnen. Wie es ausgeht, weiß niemand. Du sollst wissen, in welche Situation du gerätst und welche Bedingungen du antriffst, wenn du Lovon und diesen Opferort gefunden hast. Denn ich muß dir noch eines sagen: am Fuß der Todes-Pyramide wirst du abermals Siaris nehmen müssen. Diesmal wirst du dabei sterben…«

*

Das Wort sterben hallte in ihm nach wie ein Gong.

Ratlosigkeit und Verwirrung wurden von Al Nafuurs Seite aufgenommen.

»Ich will es dir erklären«, fügte er sofort hinzu, noch ehe die Flut der fragenden Gedanken ihn vollends erreichte. »Was du hier erlebst, ist nur wie ein Traum, den du im Schlaf hast. Der Schlaf ist die Vorstufe des Todes. Nur wenn deine Körperabläufe vollends ausgeschaltet sind, kann deine Seele sich lösen. Durch Siaris wird ein Zustand erreicht, der dich todähnlich sein läßt. Deine Zellen werden nicht absterben, wie dies in jedem anderen Todesfall sein müßte. Siaris hält unmerklich die Verbindung zwischen deinem hilf- und reglosen Leib und deiner befreiten Seele aufrecht. Ein dünner Faden – der jedoch in dem Augenblick reißt, wo es zu einem Zwischenfall kommt.«

»Was für ein Zwischenfall, Al?«

»Daß zu dem Zeitpunkt, wo du das riskante Experiment durchführst, um Zavho in der Unterwelt Molochos’ zu begegnen, Lugom und seine Schergen etwas in der Pyramide unternehmen, um die Dinge auf die Spitze zu treiben. Während du nämlich mit deiner Seele drüben auf der anderen Seite bist, ist dein Körper nicht mehr als eine leblose Hülle, mit der alles geschehen kann. Ein Zwischenfall kann deinen Leib vernichten. Das ist eine Möglichkeit. Ein anderer kann dafür sorgen, daß es zum Seelentausch kommt, wenn zum gleichen Zeitpunkt, da du drüben bist, Opfer in das Schwarze Wasser gestoßen werden, um die Geister der Unterwelt und deren finstere Göttin günstig zu stimmen. Das alles sind Hypothesen. Nichts von dem braucht einzutreten. Aber zur Sicherheit und um deine Entscheidung von allem abhängig zu machen, was ich dir mitteilen kann, muß ich es erwähnen. Auch die Sandspinnen gehören hierher.«

Hellmark brummte der Schädel. In den letzten Minuten – oder waren es Ewigkeiten, seit denen er sich hier aufhielt? – war soviel auf einmal auf ihn eingestürmt, daß er gar nicht alles auf Anhieb verkraften konnte.

»Sandspinnen? Was ist das nun wieder, Al?«

»Gefährliche Tiere, die hochgiftige Stacheln verschießen und ihre Opfer mit Haut und Haaren auffressen.«

»Nun, das ist ja noch harmlos gegen das, was du mir sonst alles angedroht hast.«

Björn starrte auf das dunkle, bedrohend wirkende Quadrat, aus dem der Einstieg oberhalb der stumpfen Pyramide bestand.

Ein risikoreiches Abenteuer oder ewig dazu verdammt zu sein, hier auf einem fernen Stern durch eine unbekannte Welt zu laufen und überhaupt keine Chance mehr zu haben?

Wenn man es so betrachtete – war es da noch schwierig, eine Entscheidung zu fällen?

*

Danielle de Barteaulieé betrachtete sich im Spiegel.

Sie trug ein weich fallendes, bis über die Fußspitzen reichendes sonnengelbes Kleid. Deutlich zeichneten sich die Konturen ihres braunen, wohlgeformten Körpers darunter ab.

Die Französin, die sich in einem hohen Spiegel betrachtete, schnippte mit den Fingern und bewegte kaum sichtbar die schön geschwungenen, feucht schimmernden Lippen.

Sie war zufrieden mit sich und ihrem Aussehen. Der Spiegel, den sie in der Duschnische hatte entstehen lassen und der die eine Zeltwand ganz einnahm, verschwand mit dem Fingerschnippen.

Danielle lief barfuß über den weichen, flauschigen Boden, mit dem das Zelt ausgelegt war.

Sie machte einen Schmollmund und fand, daß es eigentlich an der Zeit war, daß Björn wieder in das Zelt zurückkehrte. Er hielt sich nun schon lange genug draußen auf.

War es ihm gelungen, durch Siaris hinter die Fragen zu kommen, die ihm keine Ruhe mehr ließen?

Sie schlug den Zelteingang zurück.

Draußen war es inzwischen dämmriger geworden. Die Sonne tauchte die sanften Dünenkämme in glühendes, fantastisches Licht, und es sah aus, als ob der ganze Boden wie Lava brennen würde.

Danielle ließ ihren Blick in die Runde gehen.

Sie entdeckte Björn.

Der Begleiter lag etwa drei Schritte vom Zelt entfernt gegen die Dünenwand gelehnt. Sein Kopf war leicht nach vorn auf die Brust gesunken.

Lautlos näherte Danielle sich ihm.

Björn hatte die Augen geschlossen. Er atmete tief und langsam. Er schlief. Ganz leicht zuckten hin und wieder seine Augenlider und die

Augäpfel darunter bewegten sich, als ob er im Traum bestimmte Bilder sah, die er verfolgen müßte.

»Björn?« fragte sie leise. Dann zuckte sie zusammen. Erst jetzt erinnerte sie sich daran, daß er ihr streng verboten hatte, ihn in irgendeiner Form zu stören, wenn er unter Siariseinwirkung stand.

Sie starrte ihn erschreckt an.

Er atmete unverändert tief und langsam weiter. Seine Augenlider zuckten stärker, und für einen Moment lang sah es so aus, als ob er sie öffnen würde.

Aber das trat nicht ein.

Da hatte Danielle das Gefühl, beobachtet zu werden.

Der Gedanke kam so plötzlich und abrupt, daß sie zusammenfuhr wie unter einer kalten Dusche.

Hinter ihr rieselte leise der Sand.

Sie warf den Kopf herum. Ihre Augen wurden groß wie Untertassen, und sie konnte den gellenden Schrei nicht unterdrücken, der ihrer Kehle entrann.

Vor ihr bewegte sich eine der großen Dünen und richtete sich auf zwölf kräftige, sandfarbene Beine auf. Der bernsteinfarbene, sackartige Körper zwischen den Spinnenbeinen war mindestens drei Meter groß, und die feucht schimmernden, gierigen Augen darin groß wie Fußbälle!

Die Düne war gar keine Düne – sondern ein furchtbares Ungeheuer.

*

Der Sand, in den das Ungetüm sich eingebuddelt hatte, rieselte von ihm ab, und sichtbar wurden die wie Rasiermesser blinkenden Spitzen der Stacheln, die unterhalb des schaukelnden, massigen Körpers direkt in den Gelenken der kraftvollen Spinnenbeine steckten.

Zsssccchhh, zsssccchhh – machte es.

Im ersten Moment begriff Danielle nicht, woher das Geräusch kam.

Dann sah sie es vor ihren Augen aufblitzen.

Messerscharfe Stacheln schwirrten wie Pfeile auf sie zu.

Die Französin reagierte mit einer Kurzschlußhandlung.

Sie warf sich zur Seite und stieß im gleiche Augenblick einen scharfen Laut aus.

Brausend brach der Sturm los, der sich nur hier auf eine bestimmte Stelle zwischen den Dünen konzentrierte.

Mit einer heftigen Bö wurde das Zelt emporgerissen und flatterte klatschend durch die Luft. Das Zelt wurde wie von einer riesigen Hand genau zwischen dem angreifenden Untier und die fallende Französin befördert.

Die abgeschossenen Stacheln bohrten sich in die wie durch Geisterhand zusammenknüllende Zeltbahn und wurden förmlich von ihr eingefangen.

Danielle de Barteaulieé krabbelte auf allen vieren zur Seite.

»Björn, Björn!« rief sie schrill. »Cherie! Wach auf, um Himmels willen, so wach doch auf!«

Sie rüttelte ihn an den Schultern, angstvoll auf das Unwesen blickend, dem sie jetzt mit einem scharfen, magischen Befehl das umfangreiche Zelt mitten in das tierische, gierig aufgerissene Maul und auf die Augen warf.

Die Sandspinne bäumte sich auf. Vier ihrer zwölf Beine zuckten explosionsartig in die Höhe. Die scharfkantigen Auswüchse, die sandfarben und hornartig alle Beine gleichermaßen gefährlich machten, griffen in das Zelt und zerfetzten es vor den Augen der ratlosen Danielle de Barteaulieé, die versuchte, den schlafenden und träumenden Hellmark zu wecken, um ihn aus der Gefahrenzone zu bringen.

Nur Sekunden blieben ihr für diese Versuche. Und die mißlangen.

Björn Hellmark wurde nicht wach.

Danielle de Barteaulieé sah, wie die bizarre, sandfarbene Spinne mit einem schnellen Schritt ihrer zwölf Beine näherkam.

Der unheimliche Schatten fiel über sie.

Die Französin aktivierte nochmals ihre Hexenfähigkeiten und wollte, daß ein riesiges Loch entstünde, in der die Sandspinne verschwand. Doch nichts ereignete sich.

Das Unwesen, marschierte auf sie zu, und die junge Französin wußte sich nicht anders zu helfen als aufzuspringen und davonzujagen, schweren Herzens Björn Hellmark hilflos zurücklassend, der nicht ahnte, was sich hier abspielte.

Danielle kam nur zwei, drei Schritte weit. Dann stolperte sie und fiel in den weichen Sand. Sie war zu langsam, um nochmal auf die Beine zu kommen. Eines der Spinnenbeine zuckte sirrend durch die Luft. Danielle fühlte einen harten Stoß gegen die Brust und flog zurück, noch ehe sie sich wieder recht aufgerappelt hatte.

Pfeifend entwich der Atem ihren Lungen.

Angsterfüllt weiteten sich ihre Augen, als sie sah, wie der unförmige, schwabbelige Körper über sie hinwegwankte, wie das geifernde Maul sich öffnete und wie schaumiger Speichel auf sie herab und in ihr Gesicht tropfte.

Das mittlere Beinpaar drehte sich nach außen, und sie nahm wahr, wie die schachteiförmigen Borsten, in denen die langen Stacheln steckten, sich auf sie richteten.

Eine der langen, rasiermesserscharfen Stacheln deutete genau auf ihre Kehle und wurde in diesem Moment mit einem fauchenden

Zischgeräusch abgestoßen.

*

Sie reagierte eine Hundertstel-Sekunde schneller und konzentrierte sich auf ihre Hexenkünste.

Es war ihre Absicht, einen großen, massiven Metallschild aus dem Nichts entstehen und über sich erscheinen zu lassen.

Aber das gelang nicht.

Siedendheiß und in grenzenloser Panik erkannte sie, daß ihre magischen Aktivitäten überhaupt keine Wirkung zeigten. Und sie begriff: unmittelbar für sich konnte sie nichts tun. Die Mächte der Finsternis, die sie hintergangen hatte, legten keinen Wert darauf, ihr Leben zu erhalten.

Sie würde das Opfer der Sandspinne werden, weil sie es werden mußte. Das war eine zwingende Notwendigkeit, um sie unschädlich zu machen.

Ziiinggg! Ein heller, langgezogener Laut hallte durch die aufgewühlte Luft.

Danielle sah, wie weiße und rote Funken zwischen ihr und dem Untier aufspritzten.

Der Stachel wurde zur Seite geschleudert.

Sie sah den gefiederten, breiten Pfeil, der den Stachel voll traf und ihn machtvoll aus der Gefahrenzone trieb.

Noch unter einem der Spinnenbeine liegend, warf sie panikerfüllt den Kopf herum – und blickte hinüber zu den flachen Dünen. In der dunklen Kupferfarbe des Himmels zeigten sich scherenschnittartig die Silhouetten von Reitern, die auf massigen Pferden heranpreschten.

Die Reiter waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet und langen, dunklen Stangen, an denen etwas wie eine Fahne flatterte.

Blitzschnell und beinahe lautlos kamen die Berittenen näher.

Es ging alles so schnell, daß Danielle de Barteaulieé den Einzelheiten, gar nicht folgen konnte.

Die Fremden waren im Nu heran. Mehlfein verteilte sich der bernsteinfarbene Sand in der Luft und legte einen richtigen Schleier über sie.

Sie registrierte, wie das Untier über ihr plötzlich ins Wanken geriet. Ein Zischen erfüllte die Luft, und die Spinne wurde von irgend etwas getroffen.

Sie riß die Beine an, als ob sie einen Sprung durch die Luft machen wollte.

Eine Sekunde lang war Danielle de Barteaulieé frei und rollte sich zur Seite. Da brach das Untier wie vom Blitz getroffen zusammen.

Sie sah den sackartigen Körper auf sich zukommen. Es gelang ihr

nicht, rechtzeitig aufzuspringen und sich in Sicherheit zu bringen.

Sie fühlte einen unendlich harten Stoß in ihre Seiten. Die Luft blieb ihr weg, und sie war förmlich an den Boden geheftet.

Vor ihren Augen begann alles zu kreisen, und das Blut in ihren Ohren rauschte. Sie versuchte, ihren Willen zusammenzureißen, um nicht das Bewußtsein zu verlieren.

Aber das schaffte sie nicht mehr.

Sie meinte, sämtliche blutversorgenden Gefäße würden durch den Druck abgeklemmt, und ein Blitz drang in ihr Hirn und löschte ihre Wahrnehmungsfähigkeit aus.

So sah sie nicht, daß drei der sich nähernden vermummten Reiter ihre dunklen Stäbe wie Speere hielten, und daß sich lautlos die zusammengefalteten Netze entwirrten, nachdem die Stäbe ruckartig nach vorn geschwenkt wurden.

Die feinen Maschen lagen Sekunden später wie eine zweite Haut über dem Leib der Spinne, und unsichtbare Kraftströme bewirkten, daß das Untier völlig bewegungslos wurde und auf der Stelle zusammenbrach.

Die sich Nähernden rissen die engmaschigen, feinen Netze mit ihren Stangen heran – und die Reittiere stemmten sich mit den muskelbepackten Vorderbeinen in den weichen Sand. Der erste Ruck war der schlimmste und aufwendigste. Die Sandspinne geriet in Bewegung, rutschte über den Sand und wurde dann – einmal in Bewegung versetzt – mit verhältnismäßig geringer Kraftanstrengung von ihren Fängern davongeschleppt.

Insgesamt waren es neun Reiter, die aus der Tiefe der unbekannten Wüste gekommen waren. Drei der Fremden näherten sich in scharfem Galopp der jungen Französin, die reglos im Sand lag und von alledem nichts mitbekam.

Einer der Reiter sprang ab, als Danielle die Augen aufschlug.

Sie erblickte ein vermummtes Gesicht über sich. Die Gestalt war von Kopf bis Fuß in ein kupferfarbenes Gewand gehüllt, das oberhalb der Arme zu einem doppelten, abgesetzten Umhang wurde. Als der von dem klobigen Pferd Springende die Arme ausbreitete und der Umhang über seinen Schultern sich durch die Bewegung und die warme, aufsteigende Bodenluft spannte, sah es einen Moment lang so aus, als ob der Fremde auf geheimnisvolle Weise zu fliegen begänne.

Leicht und federnd kam er am Boden auf, ebenso die beiden anderen, die ebenfalls absprangen, während drei andere Reiter die erbeutete Sandspinne über den Boden schleiften. Das massige Tier regte sich nicht mehr. Doch es war nicht tot. Unter dem kräfteeinschränkenden Netzgeflecht hatte es seine Beweglichkeit eingebüßt.

Danielle de Barteaulieé blickte die Vermummten fragend an, wollte

etwas sagen und bewegte ihre Lippen. Aber vor Schmerz in der Milzgegend versagte ihre Stimme den Dienst.

Der Fremde, der zuerst vom Pferd gesprungen war, hob sie empor. Dunkel glitzerten die Augen in den Schlitzen der Kapuze.

»Wer – seid ihr? Was – wollt ihr – von mir?« preßte sie mühselig hervor.

Sie erhielt keine Antwort. Sie wurde quer wie ein Sack über den Pferderücken gelegt, und der Vermummte sprang wieder auf das farbige Schweißtuch, auf dem er statt auf einem Sattel saß.

Sie spürte förmlich, wie sich die Muskeln des Pferderückens spannten, wie das Tier kraftvoll ausholte und davongaloppierte, den anderen nach, die in einen Kessel zwischen den Dünen ritten.

Die Reiter dort stießen mit ihren langen dunklen Stangen die einzelnen Dünen an – und bei einigen zeigte sich daraufhin eine erstaunliche Entwicklung.

Sie richteten sich auf, schüttelten den Sand ab – und es erschienen drei, vier weitere Sandspinnen. Doch sie kamen gar nicht dazu, ihre Gefährlichkeit voll auszuspielen. Die Netze zeigten ihre ungeheure Verläßlichkeit.

Kaum, daß die ersten Maschen die Körper berührten, erfolgte eine völlige Lahmlegung der aus ihrem Sandversteck hervorgelockten Spinnen.

Die in kupferfarbenen Umhängen steckenden Reiter waren Jäger. Sie suchten Sandspinnen und stellten sie. Einige gingen dabei äußerst geschickt mit Pfeil und Bogen um. Es grenzte an Zauberei, wie sicher sie diese Waffen in ganz bestimmten Momenten bedienten.

Die Spezialpfeile jagten stets nur dann durch die Luft, wenn die Spinnen noch versuchten, ihre tödlichen Stacheln zu aktivieren.

Die geschickten Jäger hatten Erfahrung im Umgang mit diesen Tieren.

Die Pfeile knallten singend gegen die Stacheln und trieben sie so in eine andere Richtung davon. Und ehe weitere Stacheln zielgerecht abgeschossen werden konnten, berührten die feinen Fasern der Netze die Körper und ließen sie wie gefällte Bäume zu Boden stürzen.

In den Netzen eingewickelt wurden die eroberten Tiere von den Pferden davongeschleift.

Der Reiter, der sie kurzerhand über den Pferderücken gelegt hatte, folgte den erfolgreichen Spinnenjägern nach. Hier in diesem Wüstenbezirk schienen sie offenbar auf eine ganze Ansammlung der unheimlichen Tiere gestoßen zu sein.

Danielle warf einen Blick zurück.

Die Düne, in deren Windschatten Björn Hellmark lag, fiel langsam zurück.

Die Französin sah, daß der eine zurückgebliebene Reiter den

blonden Deutschen eingehend musterte, daß er ihn berührte und ihm schließlich einen kurzen und harten Stoß versetzte.

Hellmark rutschte langsam zur Seite, als wäre er eine Puppe und fiel mit dem Gesicht in den Sand.

Er wurde nicht wach.

Der Reiter verlor das Interesse an ihm und versuchte das Schwert mit dem kostbar glitzernden und funkelnden Griff dem vermeintlich Toten vom Gürtel zu lösen und mühte sich vergebens ab, es an sich zu bringen, nachdem es erst mal den Kontakt zu Hellmarks Körper verloren hatte und für einen anderen Außenstehenden überhaupt nicht mehr zu manipulieren war.

Der Vermummte wandte sich unverrichteterdinge ab, schwang sich auf sein massiges, muskelstarkes Pferd, dessen Fell nur um ein wenig heller war als der Wüstensand und das so eine hervorragende Tarnfarbe besaß und jagte seinen Reitergefährten nach.

Wenige Augenblicke später tauchte er neben dem Reiter auf, der Danielle de Barteaulieé wie einen Kartoffelsack mit sich schleppte.

»Warum laßt… ihr ihn zurück?« preßte die Französin hervor. »Die Untiere werden ihn töten?«

»Das können sie nicht mehr«, vernahm sie nun zum ersten Mal die Stimme des Vermummten, der sich ihrer wie eine Beute bemächtigt hatte. Die Stimme klang dunkel und kehlig und ein wenig spöttisch. »Die Sandspinnen fressen keine Leichen. Der Mann, der dort zurückbleibt, ist tot. Dies ist so gewiß, wie die verlöschende Sonne den nächsten Sandsturm auslösen wird, vor dem wir uns mit unserer Beute noch rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Und das ist so gewiß, wie ich Lugom bin, der Anführer der Reiter von Lovon.«

*

Aber der Mann war nicht tot.

Er befand sich in einem dem Tode ähnlichen Schlaf. Daraus erwachte er von einem Augenblick zum anderen, und er fühlte sich seltsam benommen.

Sekundenlang lag ein intensiver Druck auf seiner Stirn.

Björn Hellmark atmete tief durch, und mit dem Sauerstoff, den seine Lungen füllten, kehrten die Lebensgeister mehr und mehr zurück.

Gleich darauf vernahm er ein leises Säuseln, das die Luft in immer stärkerem Ausmaß erfüllte.

Ein Sturm schien aufzukommen.

Hellmark reckte sich. Er war hier nach dem Siaris-Trank eingeschlafen und hatte geträumt. Jede Einzelheit dieses Traumes stand kristallklar vor seinem inneren Auge.

Er sah die geheimnisvolle, vielschichtige Welt, deren einzelne Stufen er wie die Schichten einer Zwiebel sah. Das Leben begann im Kern – und strebte nach den Außenseiten zu. Die letzte Schicht war das unendliche Universum in seiner ganzen Weite und Schönheit, und er begriff, daß der Mensch und alle Rassen, die von ihrem Schöpfer mit Geist und Seele ausgestattet wurden, am Ende eines gewaltigen Zeitraumes sich in diesem Kosmos frei bewegen konnten.

Die Voraussetzungen dazu allerdings wurden schon in der Leib-Körper-Geist-Verbindung geschaffen. Alle hatten die gleichen Chancen, aber wie die Entwicklung sich schließlich vollzog, war abhängig von den Umständen und den Ereignissen, die dem Individuum den Stempel aufdrückten.

Er kam ins Grübeln und stellte zu seinem Erschrecken fest, daß seine Gedanken bei weitem nicht mehr die Klarheit besaßen, die sie vor wenigen Augenblicken noch gehabt hatten, als er losgelöst von Geist und Körper in einem verhältnismäßig sicheren Zwischenreich die Begegnung mit Al Nafuur erlebte.

Je mehr Sekunden verstrichen, desto unklarer wurden ihm wieder die Dinge, desto unverständlicher erschien ihm selbst das, was er eben noch gedacht hatte.

Es war alles gar nicht so einfach. Es war schrecklich kompliziert.

Er fuhr sich durch die Haare und schüttelte leicht den Kopf, als müsse er die Benommenheit loswerden, die nach dem Erwachen bestand.

Björn reckte und streckte sich.

Er dachte an Al Nafuur, an den Blick aus den rätselhaften Augen mit den Goldpupillen in der aus glitzerndem Silbergeflecht bestehenden Iris.

Hatte er Al Nafuur wirklich gegenüber gestanden – oder war alles nur ein Traum gewesen?

Er wischte sich über die Augen und wandte dann den Kopf.

Es war sicher schon spät. Ein sehr dunkles, fast ins Schwarze gehende Rot des Himmels über dieser unbekannten Wüste hüllte alles rundum ein.

Es war so dunkel, daß er nicht einmal mehr das Zelt wahrnehmen konnte, das…

Da gab es ihm einen Stich ins Herz.

Wie von einem Peitschenschlag getroffen, sprang Björn auf.

Das Zelt war verschwunden.

»Danielle!« rief er, sich irritiert umblickend, einige Schritte nach links und nach rechts gehend. Keine Abdrücke im Boden, keine Spuren von dem Zelt.

War dies ein Traum, der den andern fortsetzte?

Er kniff sich in den Oberarm und fühlte den Schmerz.

Der Wind lag ununterbrochen in der Luft und trieb den Sand vor sich her, ließ feine, wellenförmige Strukturen entstehen, die einen harten, nachtschwarzen Schatten auf dem bernsteinfarbenen Untergrund bildeten.

Die ersten feinen Staubkörner drangen ihm in Mund und Augen. Er mußte husten und legte die Rechte wie den Schirm einer Mütze gegen die Stirn, um sich vor dem Sand zu schützen, der dicht wie ein Schleier in der Luft lag.

War er im Traum an einen anderen Ort gewandert? Befand sich Danielle noch im Zelt und wartete auf ihn, sich streng daran haltend, worum er sie gebeten hatte? Er wollte nicht gestört werden…

Er lief in den Sturm hinein und betrachtete die Formen der Dünen. Sie sahen alle gleich aus.

Er hielt sich links und starrte in die schwarz-rote Dunkelheit. Wie erstarrte Tropfen, groß und massig, ragten einige Dünen in der Dunkelheit vor ihm empor. An diese Formen erinnerte er sich genau. Dicht am Rand der Wüste standen diese Dünen vermehrt. Und sehr weit in die Wüste waren sie nach ihrem letzten Marsch nicht gekommen.

Er fand keine Erklärung für das Ereignis, setzte aber alles daran, es schnell zu klären.

Er mußte einen Grund haben, daß Danielle verschwunden war.

Da er keinerlei Spuren feststellen konnte, kam ihm ein Verdacht: Danielle mußte sich plötzlich entschlossen haben, auf eigene Faust etwas zu unternehmen.

Nach all dem, was sie gemeinsam erlebt und überstanden hatten, verwunderte ihn das. Andererseits aber war sie frei und Herrin ihrer eigenen Entschlüsse.

Eigentlich brauchte er nicht mal Angst um sie zu haben. Ihre übersinnlichen Fähigkeiten waren die stärkste Waffe, die man sich nur denken konnte.

Aber seltsam: diese Überlegung befriedigte ihn nicht.

Da steckte doch etwas anderes dahinter.

Unwillkürlich mußte er an Rha-Ta-N'my denken, mit der Danielle auf Kriegsfuß stand. Die Dämonengöttin hatte sich bisher erstaunlich ruhig und abwartend verhalten. Hatte Danielle den Bogen überspannt?

Er wußte es nicht. Er wußte überhaupt viel zu wenig über die Hintergründe und die erzwungene Freiheit, die Danielle de Barteaulieé sich nach ihrer ruhelosen Seelenwanderung gönnte.

Hatte Rha-Ta-N'my zugeschlagen?

Die Unruhe in ihm wuchs.

Seltsam fand er die Tatsache, daß das Schwert von seinem Gürtel abgelöst worden war, gerade so, als ob jemand es hatte mitnehmen wollen. Doch das war eben nicht möglich, da nur seine Hand geeicht

war, es zu führen.

Jemand war hier gewesen!

Der Gedanke daran veranlaßte ihn, den Boden genauer unter die Lupe zu nehmen. Aber wenn es Spuren gegeben hatte, dann waren sie jetzt verschwunden, weil der gleichmäßig über die Wüste streichende Sand alles veränderte.

Und das sehr schnell…

Das erkannte er an der Stelle, an der er vorhin erwachte. Der Abdruck seines Körpers war nur noch ein undeutlicher Schemen.

Die Unruhe in Hellmark wuchs, und so versuchte er auf eine nur ihm mögliche Weise, Danielles Verschwinden zu klären.

Er ließ seinen Doppelkörper entstehen. Mit dem konnte er unabhängig von seinem Originalkörper jeden beliebigen Punkt dieser Welt aufsuchen.

Es war ein Versuch wie das unkontrollierte Tippen bei geschlossenen Augen mit dem Finger auf eine Landkarte, um auf diese Weise den Zufall über ein bestimmtes Ziel entscheiden zu lassen.

Sein Zweitkörper Macabros materialisierte irgendwo Hunderte von Kilometern entfernt in einem anderen Teil der Wüste.

Auch hier war der Himmel tief schwarz-rot, und ein heftigerer Sturm blies als am Rand. Es schien, als ob das Sturmzentrum sich hier inmitten der Wüste befände. Hier waren die Dünen doppelt so hoch, und das Geräusch des pfeifenden und kreischenden Sturms schuf eine wilde, geisterhafte Atmosphäre.

Macabros suchte kurz hintereinander mehrere, weit auseinanderliegende Punkte auf.

Beim vierten Versuch stieß er auf eine andere Situation.

Eine dunkle Silhouette schob sich nur wenige hundert Meter von seinem Materialisierungspunkt in den nächtlichen Wüstenhimmel. Der Wind säuselte hier nur leise in Form eines langanhaltenden, klagenden Geräuschs, das Ähnlichkeit mit einer menschlichen Stimme hatte.

Macabros stand still.

Er starrte hinüber zu der dunklen Mauersilhouette, erblickte Mauerreste und leerstehende Gebäude. Er ging lautlos darauf zu.

Die groben, grau-beigen Steine bildeten eine verlassene Ruinenstadt.

Es war der Ort, den er im Traum in der glatten Oberfläche des jenseitigen Spiegels gesehen hatte!

Ein Zufall hatte ihn hierher geführt.

Er stand zwischen klobigen, zerfallenen Mauern. Die Straße war grob gepflastert, und erstaunlicherweise bedeckte sie nur eine hauchdünne, bernsteinfarbene Sandschicht. Es schien, als ob dieser uralte, verlassene Ort selbst von den Elementen verschont bliebe.

Wenn hier seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden kein Mensch

mehr lebte, dann hätte der Ort unter einer dicken Sandschicht begraben sein müssen.

Verloren wanderte der einsame Besucher durch die Ruinenstadt. Alle Straßen führten sternförmig auf einen gemeinsamen Mittelpunkt zu: auf die große Pyramide der Toten!

*

Ein prophetischer Traum oder ein Besuch eines Geistes in einem jenseitigen Zwischenreich erfüllte sich.

Hellmark hatte einen Punkt erreicht, der entscheidende Bedeutung in seinem Denken und Planen und in seiner Mission gewann.

Zavho begegnen! Die Schwelle zur Unterwelt passieren! Das war nur möglich im Innern der Pyramide.

Wieviel hundert oder tausend Kilometer entfernt sie von seinem derzeitigen Aufenthaltsort als Hellmark lag, interessierte ihn überhaupt nicht.

Er bediente sich eines Tricks, den er immer dann anwandte, wenn er unter Zeitdruck stand oder wenn er anderweitig keine andere Möglichkeit sah.

Er löste seinen Ätherkörper Macabros auf und ließ ihn unmittelbar neben sich materialisieren.

Macabros faßte ihn bei der Hand.

Mit seinem Doppelkörper konnte er jeden beliebigen Gegenstand an jeden beliebigen Ort versetzen. Das gleiche war ihm möglich mit sich selbst. Sobald Macabros existierte, konnte er sich mit Macabros dorthin versetzen, wo sich auch sein Doppelkörper aufhielt. Der Raum war kein Kriterium. Nur die Zeit war es. Die konnte er nicht zusammen mit Macabros überwinden.

Jede Telekinese, die auf diese Weise entstand, forderte jedesmal eine ungeheure Anstrengung von ihm. Doch dieser Aufwand war in diesem Fall geringer, als wenn er versucht hätte, bei den herrschenden Wetterbedingungen zu Fuß die Wüste zu durchqueren. Das hätte eine weitaus größere Strapaze für ihn bedeutet.

Gemeinsam mit Hellmark materialisierte Macabros auf der abgeflachten Spitze der Pyramide, die terrassenförmig mehrfach nach unten abgesackt war.

Björn ließ Macabros verschwinden, atmete tief durch und verharrte einige Sekunden in der Bewegung, um sich wieder zu sammeln.

Dann starrte er in den stockfinsteren Schacht hinunter und fand wie im Traum gesehen die dicken, massiven Taue. Er überprüfte deren Halt und stellte fest, daß er gut war.

So ließ er sich langsam in den Schacht hinab. Er fand eingelassene,

stufenförmige Nischen in der einen Wand. Offenbar waren diese Plätze von ihren Erbauern geschaffen worden, um den Kletterern die Möglichkeit zu geben, auf dem Weg nach unten eine Pause einzulegen. Das tat auch Hellmark.

Er ruhte zwischendurch immer wieder einige Minuten aus, ehe er seinen Weg in die unbekannte Tiefe fortsetzte.

Schließlich fühlte er festen Boden unter den Füßen.

Zu seiner Überraschung stellte er fest, daß die Finsternis hier unten nicht so absolut war, wie es von oben den Anschein hatte. Es herrschte gespenstisches, trübes Zwielicht, in dem er seine Umgebung verschwommen wahrnahm.

Die Wände ringsum waren glatt und fugenlos, als wären sie mit einem schwarzen Verputz überzogen worden.

In seiner Nähe vernahm er ein leises, glucksendes Geräusch.

Wasser!

Sofort fiel ihm wieder ein, was Al Nafuur ihm im Traum gesagt hatte.

Dies war der Schwarze Fluß oder das Schwarze Wasser, das die Seelen der hierher geschafften Opfer in die Unterwelt trug.

Wie die Riten im einzelnen ausgesehen hatten, das wußte er nicht, aber er erhielt einen Eindruck davon, als er einige Schritte weiter in das Zwielicht der Pyramidenkammer ging.

Dort saßen sie. In Reih’ und Glied.

In sitzender Stellung hockte ein Skelett neben dem anderen. Dunkel und wie anklagend waren die leeren Augenhöhlen auf den Eindringling gerichtet.

Zwischen den Augen befand sich bei jedem der Skelette ein kreisrundes Loch, und in der linken Knochenhand hielt jedes Skelett ein kleines, pechschwarzes, flaches Boot.

Minutenlang schritt Björn Hellmark die Reihe der sitzenden Skelette ab, die hier unten versammelt waren und ihren Opfertod starben.

Die Toten waren durch riesige Spinnennetze miteinander verbunden. Spinngewebe hing wie Vorhänge über den Skeletten, lag wie ein riesiges, dünnes Leichentuch über den Knochengestalten, und selbst die Fugen zwischen den Knochen waren ausgefüllt, als sollte wieder eine dünne Haut entstehen, die die Knochen mit der Zeit völlig überwucherte.

Zuerst fing Björn im stillen an, die hier versammelten Opfer zu zählen, die im Lauf von Jahrhunderten in die Tiefe geschafft wurden. Doch als er bei dreihundert angekommen war, unterließ er es. Es waren mindestens zehnmal soviel.

Als er sich mit einer makabren Umgebung vertraut gemacht und keine akute Gefahr für sich festgestellt hatte, beschloß er zu sterben.

Er ging bis nahe an das sanft fließende, schwarze, geruchlose Wasser, das irgendwo in der Pyramidenwand leise rauschend verschwand.

Hellmark nestelte zum zweiten Mal innerhalb kürzester Zeit den Lederbeutel auf, in dem seine Utensilien steckten.

Er entkorkte das Fläschchen wieder und legte sich auf den Boden zurück.

Sein Körper wurde seltsam schwer. Todesangst stieg plötzlich in ihm auf.

Es lief alles ganz anders ab als vorhin beim ersten Versuch, um in einem prophetischen Traum nach Siaris-Genuß Klarheit über seine weiteren Schritte zu gewinnen.

Er hatte das Gefühl, von einem gewaltigen Stein, der auf seine Brust gerollt wurde, erdrückt zu werden.

Sein Atem wurde immer flacher, die Stiche in seiner Brust wurden unerträglich.

Das hatte Al Nafuur ihm nicht gesagt.

Hatte er die Dinge zu wenig überdacht und sich eventuell zu schnell entschlossen?

Mehr als ein Feind trachtete ihm nach dem Leben. Da lag der Gedanke doch nahe, daß die finsteren Mächte, denen er ein Dorn im Auge war, sich in seine Träume schlichen, daß sie Bilder schickten, die gar nichts mit der Wirklichkeit zu tun hatten.

Er geriet in eine solche Panik, als er sich die Dinge so überlegte, daß er aufspringen wollte.

Es ging jedoch nicht mehr.

Sein Körper war steif wie ein Brett und versagte ihm den Dienst.

Siedendheiß fiel ihm ein, was Al Nafuur ihm gesagt hatte, bevor er von seiner unsichtbaren Insel Marlos aus die Reise durch den Spiegel der Kiuna Macgullyghosh in die Parallelwelt antrat.

Wenn du in jener anderen Welt bist, wird es keine Möglichkeit geben, daß ich mich mit dir in Verbindung setzen kann…

Das war es, woran er jetzt mit einer quälenden Intensität denken mußte.

Die Gestalt, die er im Traum sah – konnte niemals Al Nafuur gewesen sein! Er selbst hatte eine Kontaktmöglichkeit ja vorn vornherein ausgeschlossen!

Das Blut rauschte in seinen Ohren. Er meinte von einer haushohen Welle emporgetragen und mitgerissen zu werden.

Die Wände ringsum gerieten in rasend schnelle Karussellbewegung, und die Skelette sprangen auf. Er sah sie in einem wilden, obskuren Tanz herumwirbeln.

In sein fieberndes, absterbendes Gehirn drängten sich Bilder von solcher Grausamkeit, wie er sie nie gesehen hatte.

Der Augenblick des Todes!

War es so schlimm für einen, der sich wehrte, der sich nicht klar war über den Zweck und den Sinn seines Lebens, der quasi im letzten Moment begriff, daß ja noch einiges für ihn zu tun war?

Oder war es normal, wenn die Seele sich in unendlichem Schmerz von der sterblichen Hülle löste?

Er konnte sich die Frage in seinem Bewußtsein nicht mehr beantworten.

Er bäumte sich auf, und unendlicher Schmerz kennzeichnete seine Züge.

Dann war es zu Ende.

Sein Herz stand still. Ein langer, letzter Seufzer entwich seinen in sich zusammenfallenden Lungen, sein Körper streckte sich.

Björn Hellmark war tot.

*

In dieser Sekunde machte er eine Erfahrung.

Der Übergang war anders, als er geglaubt hatte, wie er sich abspielen würde.

Für den Bruchteil eines Augenblicks sah er sich am Boden liegen und bemerkte, wie sein bleiches Antlitz sich entspannte.

Im nächsten Moment wurde seine sich lösende Seele von den schwarzen Wassern angezogen wie von einem ungeheuren Magnet.

Sein unstofflicher Leib – konnte man ihn überhaupt als solchen bezeichnen? – hatte nichts gemein mit seinem Zweitkörper Macabros, der ja aus einer feinern, ätherischen Substanz bestand und von seinem lebenden Hirn aus gesteuert und kontrolliert wurde.

Er war ein heller, zerfließender Schemen. Menschliche Augen konnten diesen Geist nicht wahrnehmen, selbst wenn sie jetzt Zeuge des Untergangs seiner sterblichen Hülle geworden wären.

Das schwarze Wasser brauste und schwoll an, der helle ›Seelenleib‹ klebte auf der Oberfläche und wurde dann in die Tiefe gezogen.

Hellmark wußte, daß er nicht mehr war, daß er sich durch nichts mehr bemerkbar machen konnte. Er war ein unsichtbarer Geist. Und nur als solcher war er in der Lage, in jenes Reich einzugehen, in das so viele Opfer vor ihm gegen ihren Willen geschleust worden waren.

Eine wahnwitzig schnelle Bewegung fand statt.

Blitzschnell erfolgten die Übergänge von Schwarz in Rot und blieben dann bei Rot. Ein zuckendes, blutfarbenes Licht glühte überall und ließ deutlich das gewaltige Tor erkennen, vor dem die beiden halbnackten muskulösen Gestalten standen.

Sie packten ihn, obwohl er sich dagegen wehrte und erst vergewissern wollte, was das hier genau war.

Der Eingang in die Unterwelt!

Der legendäre Hades, den andere schon vor ihm erlebt hatten?!

Er konnte nicht mehr darüber nachdenken.

Plötzlich war er mitten drin.

Und da vollzog sich mit seinem eben noch schemenhaften ›Seelenleib‹ eine neue Wandlung.

Das diffuse, geistige ›Etwas‹, das er eben noch darstellte, schien wieder zu Fleisch und Blut zu werden. Im nächsten Moment war er wieder ganz Björn Hellmark, konnte fühlen und sehen, und die Wesen, die ihn umringten, die sich in den zwielichtigen Stollen aufhielten, waren ebenso stofflich wie er, und nichts mehr ›Geisterähnliches‹ haftete ihnen an.

Er hatte sein Ziel erreicht.

Nun hieß es, die Unterwelt, von deren Ausdehnung und Aufbau er keine Vorstellung hatte, zu erforschen und Zavho zu finden, der hier mit Leib und Seele gefangengehalten wurde.

*

Er hatte in der Nacht kaum ein Auge geschlossen.

Trotzdem war er schon früh auf den Beinen. Er fühlte sich wie gerädert.

Francis Surman überbrühte sich einen besonders starken Tee und mischte den mit Milch.

Surman wirkte bleich und übernächtigt. Nach dem Tee fühlte er sich noch aufgedrehter, lief immer wieder zum Fenster und starrte nach unten auf die sich belebende Straße.

Der Briefträger konnte frühestens um neun Uhr hier sein. Das wußte er genau. Aber er brachte es nicht fertig, die beiden Stunden bis dahin einfach im Bett zu liegen und sich schlafend hin- und herzuwälzen.

Die zwei Stunden, bis es neun Uhr war, kamen ihm vor wie eine Ewigkeit.

In dieser Zeit rauchte er eine Zigarette nach der anderen, und sein Kopf war voller Gedanken.

Er dachte an all die Gespräche und Begegnungen, die er mit Bill Coogan in der Vergangenheit gehabt hatte.

Coogan war schon immer ein Sonderling gewesen. Was er so alles an seltsamen Büchern und Schriften auskramte, füllte ganze Bibliotheken, aber all diese Dinge mußten harmlos sein im Vergleich zu dem, was er zuletzt entdeckt hatte.

Das mußte man sich vorstellen: wochenlang verbarrikadierte er sich in seiner Wohnung, nahm keine Anrufe entgegen und empfing keine Besucher. Etwas mußte ihn mit einer Gewalt in seinen Bann

gezogen haben, die sich ein Außenstehender nicht erklären konnte.

Endlich war es neun.

Surman wich nicht mehr vom Fenster.

Er blickte die Straße entlang. Es vergingen weitere zehn Minuten, da sah er den Briefträger an der Straßenecke vorn auftauchen.

Da war Surman nicht mehr zu halten.

Er verließ seine Wohnung und stürzte über die Treppe nach unten. Er mußte sechs Häuserreihen weit laufen, um auf den Briefträger zu stoßen.

»Morning, Mister Seal«, grüßte Surman freundlich, als der Beamte aus dem Haus kam.

»Morning, Mister Surman. Noch nicht in der Redaktion?«

»Ich bin auf dem Weg dorthin. Ich erwarte eine wichtige Sendung. Die wollte ich erst noch sichten. Haben Sie etwas für mich?«

»Ja, wie immer.« Der Postbeamte bog einen Stoß Briefe und Zeitschriften zurück und fingerte dann einzelne Umschläge heraus.

Surmans Augen wurden schmal.

»Haben Sie kein – Päckchen für mich?« fragte er verwundert.

»Päckchen? Nein! Tut mir leid! Da ist nichts dabei.« Der Mann sah noch mal nach, während Surman schnell die Umschläge durch die Finger gleiten ließ.

Rechnungen, Reklamesendungen, eine Karte von Susan, die Urlaub in Paris machte.

»Päckchen? Nein, da ist nichts dabei, aber… Moment mal, hier ist noch etwas für Sie, Mister Surman!«

Francis Surmans Herz machte einen Sprung.

Der Postbeamte zog aus einer Seitentasche einen etwas größeren Umschlag.

Von einem Päckchen konnte keine Rede sein.

»Danke!« Surman nahm die Sendung entgegen. Sie trug den Absender Bill Coogans. Nur ein größerer Brief? Warum hatte Coogan dann von einem Päckchen gesprochen? War er schon so verwirrt gewesen, als er sich unerwartet entschloß, doch noch mal anzurufen?

»Nun, stimmt etwas nicht?« fragte der Briefträger.

Surman zuckte zusammen. Offenbar hatte der Mann sein Mienenspiel beobachtet.

»Nein, es ist alles in Ordnung. Ich… habe noch eine andere Sendung erwartet. Wahrscheinlich kommt die doch erst morgen. Vielen Dank, Mister Seal!«

Er nickte und beeilte sich, in seine Wohnung zurückzukehren.

Er öffnete sofort den großen braunen Umschlag.

Darin lagen mehrere uralte, vergilbte Bogen, die an den Seiten ausgefranst waren. Die vergilbten Seiten stammten offenbar aus einem Buch. Sie waren Reste eines Buches.

Bevor Surman sich die Seiten genauer ansah, riß er den schmalen Umschlag auf, der der Sendung beilag und der mit Coogans entschlossener Schrift an ihn adressiert war.

»Lieber Francis,

wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich möglicherweise nicht mehr am Leben. Ich habe weder die Absicht, freiwillig von hier zu scheiden, noch bin ich schwer krank. Dennoch: die Wahrscheinlichkeit, daß ich den morgigen Tag noch erlebe, ist mehr als gering.

Einer soll wissen, was gesehenen ist. Das bist Du. Ich überlasse es Dir dann, was Du mit dem Material, das ich Dir hiermit schicke, anfangen wirst.

Die Seiten, die ich Dir schicke, stammen aus einem Buch, dessen Name ich nicht kenne. Ich habe sie im Sperrmüll vor einem alten Haus in der Kingsroad gefunden. Dort wurde die Wohnung eines Mannes aufgelöst, der bei seinen Nachbarn als Sonderling verschrien war.

Der Alte hat seit Jahren die Wohnung nicht verlassen. Man sah ihn immer nur am Fenster wie einen Schemen. Bäcker, Milchmann und Metzger haben ihm regelmäßig Lebensmittel vor der Tür abgestellt. Der Alte legte dort das Geld bereit und holte sich dann die Sachen in die Wohnung. Als sich eines Tages die Milchflaschen vor der Tür zu stapeln begannen und Mäuse und Ratten vor dem aufgeweichten Backwerk und dem verwesenden Fleisch angelockt wurden, da endlich entschloß sich nach sieben Tagen der Milchmann, die Polizei zu verständigen. Die brach die Wohnung auf. Man hegte die Befürchtung, dem Alten könne etwas passiert sein. Das ganze Haus wurde auf den Kopf gestellt. Man fand ihn nirgends! Die Beamten und auch die Nachbarn, die ich viel später nach allem möglichen fragte, nachdem ich Wind von der Sache bekommen hatten, sagten übereinstimmend aus, daß ein widerlicher Gestank im ganzen Haus gewesen sei. So eine komische Mischung zwischen Schwefel, Urin und verwesendem Fleisch. Man durchsuchte jeden Winkel nach dem ehemaligen Bewohner des Hauses. Man fand im Keller einen Altar, der genauso roch wie die Möbel, Teppiche und Kleider, die man sicherstellte. Was sich in dem Haus abgespielt hat, und wo der Alte geblieben ist – das ist bis heute ein Rätsel. Ich brauch hier wohl nicht allzu ausführlich zu werden. Die Story ist durch sämtliche Zeitungen gegangen, und da Du in dem Metier tätig bist, wirst Du ausreichend Material darüber gehabt haben.

Der langen Rede kurzer Sinn, Francis: Ich hab' mir die Wohnung angesehen, ebenso den Keller. Der Alte hat Mächte der Finsternis angerufen und angebetet. Er muß das getan haben, was man unter dem Sammelbegriff ›Schwarze Messen‹ versteht.

Die Atmosphäre in dem Haus ist völlig vergiftet. Dort geht es um Francis! Ich habe es erst nach dem ersten Versuch fertiggebracht, eine Nacht dort zu verweilen.

Es hat sich gelohnt – wenn man das, was ich erlebt habe, als lohnend

bezeichnen kann. Jetzt, da ich dir diesen Brief schreibe, weiß ich, daß es nicht gut war, mich mit den Texten zu befassen und mit dem Leben des Alten.

Ich schicke Dir die Unterlagen, die mir den Einblick in schreckliche Dämonenwelten gewährten. Ich weiß etwas, was sonst niemand in London und auf der ganzen Welt weiß: der alte Mann ist mit Haut und Haaren in eine jenseitige Welt geholt worden, weil er anfing zu versuchen, sich von den Fesseln zu lösen.

Aber wer mal damit begonnen hat – der kommt nicht mehr davon los. Es ist wie eine Sucht, die Seele und Körper zerstört.

Ich möchte nicht mehr. Und ich möchte doch noch. Das ist geradezu schizophren, nicht wahr? Dabei kann ich mich gar nicht mehr lösen, weil ich einen zu tiefen Einblick in die Dinge gewonnen habe.

Wonach ein Polizeiaufgebot und Hunderte von Reportern vergeblich gesucht haben, Francis, ich habe es geschafft. Durch ein paar wirkungsvolle Worte aus dem ›Meßbuch‹ des Alten. Halte mich nicht für verrückt, wenn ich Dir sage, daß ich die Grenzen zwischen dieser Welt und der Hölle niedergerissen habe, daß ich tausend Höllen gesehen habe – auch die, in die der Alte gefahren ist. Ich habe ihn dort besucht.«

*

Surman konnte nicht verhindern, daß seine Hände zu zittern anfingen.

Er unterbrach die Lektüre dieses engbeschriebenen Bogens und atmete tief durch.

Im weiterführenden Brieftext schrieb Bill Coogan, daß er sich so tief in die Dinge hineingekniet habe, daß es ihm jetzt nicht mehr möglich sei, sie noch zu unterlassen. Mit jedem Besuch in den jenseitigen Reichen sei seine körperliche und geistige Verfassung schlechter geworden.

Er schloß wörtlich:

»Ich bereue alles – und bereue nichts. Ein Leben und Denken voller Widersprüche. Jetzt, da ich dir diesen Brief schreibe, will ich die Brücken abbrechen – und gleichzeitig habe ich den Wunsch, jemand einzuweihen, von dem ich erwarten kann, daß er mir glaubt und die Dinge eventuell überprüft, die ich hier erwähnt habe. So wiederspruchsvoll wie mein Fühlen und Denken geworden ist, so widerspruchsvoll ist der Text, mit dem jene Buchseiten beginnen, die den Interessierten einweisen in die Welt des Wahnsinns und Verderbens. Der Text wurde irgendwann mal in altes Englisch aus einer anderen, mir unbekannten Sprache übertragen. In Klammern sind immer wieder Schriftsymbole vermerkt, mit denen ich nichts anfangen konnte, weil ich nicht mal weiß, wie sie phonetisch klingen…

Wer andere daran hindert, Einblick in den Text zu nehmen – dessen Seele wird lebendig in die Hölle geholt. Wer aber versucht, dem Text zu entgehen, den er mal vor Augen hatte, wird das gleiche erleiden…

Das hat Molochos – unser Herr – selbst gesagt.«

Auf diese merkwürdige Weise schloß der Brief. Zuletzt schien Coogan völlig den Faden verloren zu haben.

Francis Surman las den Brief ein zweites und drittes Mal. Doch anstatt daß der Inhalt ihm dadurch klarer wurde, verstand er immer weniger.

Selbst in der Schrift und der Art des Ausdrucks entdeckte er Unstimmigkeiten und Widersprüche.

Hatte ein Wahnsinniger ihm geschrieben, ein Wahnsinniger in der letzten Nacht mit ihm telefoniert?

Das Bild der verwüsteten Wohnung drängte sich ihm wieder auf.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

Konnte es sein, daß Coogan – von Dämonen besessen – das ganze Unheil selbst angerichtet hatte, ehe er wie vom Blitz getroffen zu Boden stürzte.

Aber der Knoten im Wasserhahn…

Mit übermenschlicher Kraftanstrengung, in tranceähnlichem Zustand sich befindend – war so etwas vielleicht doch möglich.

Surman nagte an seiner Unterlippe.

Der Text war nicht gedruckt. Jeder einzelne der verschnörkelten Buchstaben war gemalt. Der Text war in einem alten, sehr hochgestochen klingenden Englisch abgefaßt.

Es fiel Surman schwer, auf Anhieb einige Zeilen zu lesen und Verständnis für sie zu entwickeln.

Auffällig waren die verblaßten Zeichnungen und Bilder, die wie Schnörkel oft ganze Texte umrahmten.

Sie enthielten eine Aussage. Man mußte sie nur mit der Lupe betrachten, dann entdeckte man obskure und makaber-sinnliche Szenen. Nackte Frauen in enger Umschlingung mit satanischen Wesen, die von Kopf bis Fuß in einem zottigen Pelz steckten, die zum Teil Hörner hatten, zum Teil drei Augen aufwiesen…

Die dargestellten Szenen waren obszön, die Wesen aus einer anderen Welt abstoßend und abschreckend.

Die Bilderschnörkel liefen zu einem gemeinsamen Mittelpunkt hin. Ein unheimlich wirkendes Tor, in dem der Kreislauf der Figuren begann und in dem es auf der anderen Seite wieder endete.

Wie im Flug vergingen die Stunden.

Mittagszeit!

Surman aß und trank nichts.

Er telefonierte nochmal mit der Redaktion und entschuldigte sich, daß er doch nicht kommen könne. Die fieberhafte Erkältung sei

schlimmer geworden, und er müsse für heute wohl das Bett hüten.

Er haßte es, zu lügen.

Aber er fand, daß es diesmal berechtigt war. Er war hier auf etwas gestoßen, was ihn faszinierte und ihn völlig in seinen Bann zog.

Coogans Brief und das Material, das er mitschickte, waren spannender als ein Krimi.

Er war im Bann der rätselhaften Dinge und konnte Coogan verstehen: Wer mal damit angefangen hatte, der kam nicht mehr davon los.

Mit dem alten Text konnte man die Mächte der Dämonen- und Geisterwelt beschwören.

Aber: war es wirklich notwendig, daß man Geist und Seele verlor, wie Coogan behauptet hatte?

Angefangen hatte Bill damals im Haus des Alten. Das stand immer noch. Dort war Bills erste Begegnung mit einem Wesen aus einer anderen Welt erfolgt.

Vor dem Altar im Keller mußten bestimmte Beschwörungen gemurmelt werden, um den Spalt zwischen Diesseits und Jenseits zum Öffnen zu bringen.

Das alles erschien ihm überhaupt nicht so risikoreich, wie Coogan geschildert hatte.

Sicher hatte er übertrieben.

Er fühlte sich stark, selbstbewußt und unbeeinflußt. Der Drang, das Haus und vor allem die Kellerräume des Alten kennenzulernen, erfüllte ihn mit unwiderstehlicher Macht.

Am späten Nachmittag entschloß Francis Surman sich, seine Wohnung zu verlassen, in seinen Wagen zu steigen und in die Kingsroad zu fahren.

Er war so sehr mit allem beschäftigt, was er gelesen hatte, daß nichts anderes in seinem Hirn mehr Platz hatte. Er fuhr nicht so aufmerksam wie sonst, da ihn ständig andere Dinge beschäftigten.

So entging ihm auch, daß seitdem er seine Wohnung verlassen hatte, ein Auto hinter ihm herfuhr.

Surman wurde verfolgt. Von einem Bentley dunkler Farbe und älteren Baujahres.

In dem Fahrzeug saßen zwei Personen…

*

Er fand das Haus auf Anhieb.

Es lag einsam und dunkel in der zweiten Reihe hinter einer Anzahl größerer Häuser.

Die Häuser in diesem Bezirk der Straße waren seit Jahren nicht mehr bewohnt. Die Fenster vorn und hinten waren zugemauert, und

aus den ehemaligen Wohnungen waren die Zwischenwände herausgebrochen worden. Die Räumlichkeiten dienten einem Konserven- und Spirituosenhändler als Lager.

In Anbetracht der Tatsache, daß in England der Alkoholkonsum im Steigen begriffen war und immer mehr Hausfrauen statt frischer Lebensmittel Fertiggerichte und Konserven auf den Tisch brachten, schien sich der Händler bei geringen Investitionskosten eine hohe Rendite versprochen zu haben.

Die Miete für die abbruchreifen Häuser war extrem niedrig, und nur ein Angestellter hielt hinter verschlossener Tür Wache und sorgte dafür, daß die aufgestapelten Waren nur an die ausgeliefert wurden, die dazu berechtigt waren.

Das alte kleine Haus war durch einen Tordurchlaß zu erreichen. Hier hinten in dem lichtlosen Hof standen Kisten und Kasten herum, und es schien, als wolle der Konservenhändler den letzten Zugang zu diesem Gebäude nach und nach vollends verbauen.

Nur noch eine schmale Gasse zwischen Kistenstapeln ermöglichte den Zugang zum Haus.

Surman stellte seinen Wagen auf der anderen Straßenseite ab und ging dann in den kühlen und düsteren Hof. Es roch faulig und muffig.

Zwischen den Kistenstapeln raschelte es. Mäuse hatten hier ein ideales Terrain gefunden.

Francis Surman umrundete das kleine alte Haus einmal. Die Haustür war versperrt, die Fenster mit gekreuzten Brettern vernagelt. Die Nägel waren rostig und die Bretter angefault. Ein Teil der Fenster bestand nur noch aus dem aufgequollenen, geschwärzten Rahmen. Die Scheiben waren eingeschlagen.

Es bereitete überhaupt keine Schwierigkeit, in die Fenster zu greifen und nach den Griffen zu tasten und sie herumzulegen. Ein leichter Schubs, und in rostigen Scharnieren bewegten sich quietschend die Fensterflügel.

Surman umfaßte eines der schmutzigen Bretter. Ein harter Ruck, und im Nu löste es sich. Er stellte die beiden Bretter an die Hauswand, stieg auf die schmale Fensterbank und schwang sich dann nach innen.

Surman verhielt sich wie ein Dieb. Was er hier tat, war gegen das Gesetz. Aber er hatte – und das stand im krassen Gegensatz zu seiner sonstigen Art – überhaupt keine Skrupel.

Er wollte wissen, was los war, egal unter welchen Umständen, er wollte wissen, was Coogan derart in Bann zog, daß er während der letzten Wochen sein Leben von Grund auf veränderte.

Wie ein Einbrecher schlich er durch das stille, ausgeräumte Haus. Überall hingen Spinnweben von der Decke und den Bleirohren der Wasserleitungen herab.

Im Innern des Hauses herrschte ein Geruch, der immer stärker

wurde, je näher Surman dem Kelleraufgang kam.

Der Geruch wurde penetrant. Eine seltsame, auf die Lungen schlagende Mischung zwischen Verwesung und Schwefel…

Surman mußte husten.

Er öffnete die Kellertür. Vor ihm lagen die schmalen Sandsteinstufen.

Er leuchtete mit der Taschenlampe aus seinem Handschuhfach in die Tiefe.

Stufe für Stufe ging er dann nach unten.

Kakerlaken und Ameisen liefen auf schnellen Beinen über die sandigen Treppen und verschwanden in den Ritzen und Spalten des morschen Gebälks, das die Decke stützte.

Es gab nur zwei Kellerräume.

Der eine lag ganz verschachtelt hinter Mauern und Nischen. Darin befand sich auch der Altar, der in Coogans Brief Verwendung fand.

Hier unten war die Luft fast unerträglich.

Surman hatte einen ständigen Hustenreiz und wagte nur flach zu atmen, so daß sich seine Brust kaum mehr hob und senkte.

Der Altar war wie mit Teer dick eingepinselt.

Surman beugte sich weit nach vorn und leuchtete eine Stelle des klobigen, selbstgemauerten »Altars« aus und tastete sie ab.

Die dicken, zum Teil nicht ganz ausgehärteten Krusten fühlten sich harzig an. Wie geronnenes, nicht ganz verhärtetes Blut…

Surman schluckte.

Hatte der Alte hier irgendwelche Tiere geschlachtet, um das Karussell der Hölle in Gang zu bringen?

Obwohl mitten in London gelegen, war dies ein verschwiegener und abseits gelegener Ort, an dem sich unbeobachtet geheime Dinge abspielen konnten.

Surman breitete auf dem dick verschmierten Altar, auf dem weder Kerzen noch sonstige Kultgegenstände standen, die Seiten aus, die Coogan ihm zugesandt hatte.

Die erste Seite enthielt die Anrufung an die »Macht der Ratten«.

Wer sich ihrer Hilfe versicherte, konnte darauf bauen – egal zu welcher Zeit auch immer –, Hilfsgeister aus einem jenseitigen Reich anzurufen, die dann unmittelbar darauf auftauchten und zu einer Art »Führer« durch höllische Bereiche wurden.

Einen Blick in eine Welt werfen, von der viele nicht glaubten, daß sie überhaupt existierte, einen Blick jenseits der Kulissen dieser Welt zu tun – dieser Wunsch war so alt wie die Menschheit selbst.

Surman legte beide Hände flach neben die vergilbten, morschen Seiten, die bereits den penetranten, dem »Altar« entströmenden Geruch angenommen hatten.

Der Journalist kniete sich nieder.

Neben den Seiten lag die Taschenlampe, die den Text gut ausleuchtete.

»Ich bete an die Macht der Ratten«, begann er mit spröder Stimme, und er kam sich dabei kindisch vor solche Worte überhaupt in den Mund zu nehmen. »Sie sind die ersten, die die Finsternis erkannt haben, deren Haß auf die Menschen groß ist wie der der Geister und Dämonen. Sie sind die ersten Diener – und sie werden auch die letzten sein…«

Von Wort zu Wort wurde seine Stimme fester, überzeugte, und sie hallte markig durch die gespenstische Atmosphäre, die sich auf seltsame Weise verdichtete, in der man spürte: hier war etwas, was zuvor fehlte, was sich langsam aus dem Nichts schälte…

Auch einer, der nicht direkt an den Dingen beteiligt war, der sie aber beobachtete, registrierte mit zunehmendem Unbehagen die atmosphärischen Veränderungen.

Das war der Mann, der Francis Surman nachgefolgt war.

Auf leisen Sohlen war er wie Surman in das Haus gekommen und stand nun hinter dem Mauervorsprung, von dem aus er aus der Dunkelheit heraus jedes Detail sehen und jedes Wort hören konnte.

Dieser Mann war Tom White und assistierte für Inspektor Stuart Learing vom Yard. Whites Auftrag war, Surman zu beschatten, denn Learing war überzeugt davon, daß der Journalist ihm nur einen Teil der Wahrheit sagte…

White hielt den Atem an und lauschte dem seltsamen Singsang, zu dem Surmans Stimme sich entwickelte.

Die Worte wurden immer unverständlicher. Surman steigerte sich in sein Rattengebot förmlich hinein.

Dem jungen White war bekannt, daß in anderen Teilen der Welt Ratten wie Götter verehrt wurden, daß sie in Indien sogar eigene Tempel besaßen, in die man Speisen brachte, um sie günstig zu stimmen.

Aus brennenden Augen starrte White auf die seltsame und bedrückende Szene, die sich ihm bot.

Surman rief die Ratten zu Hilfe, damit sie ihm jenen Geist schickten, mit dem er eine Wanderung durch die Hölle der Unterwelt unternehmen konnte.

Und die Ratten kamen!

White merkte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte und ihm der Schweiß ausbrach. Im Nu klebte das Hemd an seinem Körper.

Die Nager, von denen keiner kleiner als ein ausgewachsenes Kaninchen war, krochen aus den Wänden, als wären sie durchlöchert wie ein Schweizer Käse.

Die Ratten huschten über den Altar, liefen dem wie in Trance befindlichen Surman über Hände und Schultern und bildeten ein

richtiges Gewimmel um ihn herum.

Der ganze Boden war bedeckt. Das Nichts spie die Nager aus, so daß sie sich gegenseitig niedertraten. Wie eine Welle schwappte die Flut der unheimlichen Tiere über den rauhen, dunklen Boden.

Ehe White sich versah, kletterten die Tiere über die Decken- und Seitenbalken, und Surman war umringt von einem Berg der Nager. Er schien es überhaupt nicht zu merken!

White stand wie gelähmt, sein Gesicht war totenbleich, und seine Augen glänzten wie im Fieber.

Er sah, wie Surmans Leib im Berg der Ratten versank wie in einem Sumpf.

*

Ein leises Stöhnen entrann der Kehle des Beobachters, ohne daß es ihm bewußt wurde.

Für den Bruchteil eines Augenblicks schwebte ein dunkler, formloser Schemen über dem Altar. Der Schemen nahm menschliche Gestalt an – menschenähnliche, denn die Hände, die sich von der Gestalt wegstreckten, waren keine Hände, sondern furchtbare, mit gebogenen, hornartigen Auswüchsen versehene Klauen.

»Molochos' Diener ist bereit«, vernahm White die dröhnende, ihn bis ins Mark mit eisiger Kälte erfüllende Stimme. »Du willst die Welt sehen, die der Alte aufsuchte – und die dein Freund Bill Coogan kennenlernen wollte. Dein Wunsch ist mir Befehl. So komm denn mit mir!«

Whites Augen wurden immer größer, und er meinte einen schrecklichen Traum zu erleben.

Was hier geschah, konnte sich nicht in Wirklichkeit abspielen. Das war eine wahnwitzige Halluzination, die Ausgeburt eines irren Geistes!

Wie eine Säule schob sich Francis Surmans Körper aus dem Rattenberg, und seine Hände, die zuvor von dem Altar weggerutscht waren, suchten die klauenartigen Finger des anderen.

Fauchend schlug die Luft über dem Altar zusammen.

Beide Gestalten waren verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

White stand so fasziniert, daß er es erst jetzt bemerkte. Das Heer der großen Ratten war gar nicht auf den Raum unmittelbar vor dem schwarzen Altar beschränkt.

Ihre Anzahl wuchs um ein Vielfaches, als sie aus dem anderen Kellerraum sich wälzten, als es hinter ihm wie von Tausenden von kleinen Füßen raschelte.

Sie kamen die Kellertreppe herab!

Da verlor er die Nerven – und fast den Verstand.

Namensloses Grauen packte ihn.

Er trat um sich, fühlte die weichen, elastischen Körper…

Im nächsten Moment bissen sie sich fest an seinen Schuhen, an seinen Hosenbeinen. Die Nager sprangen ihn an. Hart und brennend war der Schmerz, als sich eine in sein Handgelenk biß.

White schrie gellend auf, als zwei, drei Ratten ihm gleichzeitig ins Gesicht sprangen.

Schaurig hallte sein Schrei durch den finsteren Keller.

Tom White taumelte unter der Wucht der auf ihn kletternden, springenden und sich festbeißenden Tiere.

Er fiel gegen die Wand und schrie wie von Sinnen.

Er brachte nicht mehr die Kraft auf, sich zu erheben und die Kellertreppe hochzurennen. Er verfluchte den Augenblick, da er sich entschieden hatte, nach dem Auftauchen des Rattenheeres in dem unheimlichen Keller auch nur noch eine einzige Sekunde länger zu bleiben.

Nun konnte er nicht mehr zurück zu dem parkenden Fahrzeug, in dem sein Fahrer auf ihn wartete.

Nun war es zu spät.

Wie eine Flut wälzte sich der Strom der Ratten durch den Korridor des Kellers, stieg an und riß ihn vollends zu Boden.

Schreiend schlug er um sich.

Er trat in Ratten, er griff in welche – er biß in sie wie ein Tier, das sich in Todesangst seiner Haut erwehrte.

Mit letzter Kraft schaffte er es noch, seine Dienstwaffe aus der Halfter zu ziehen und zu entsichern. Zu zielen brauchte er gar nicht. Er hielt die Mündung einfach in den anschwellenden Fleischberg und drückte ab. Aus allernächster Nähe konnte er auf diese Weise zwei, drei Ratten erlegen. Die anderen ließen sich jedoch weder von den Todesschreien der getroffenen Tiere abwimmeln, noch von dem Krachen der Schüsse, noch von dem ätzenden Pulverdampf.

Sie bissen ihm die Finger ab und das Gelenk durch und die Pistole verschwand irgendwo zwischen den Hunderten, Tausenden von Körpern, die sich über ihn wälzten.

Tom White verschwand vollkommen unter der Rattenflut, die sich wie eine Welle über ihn ergoß. Er merkte nicht mehr, wie sie ihn auffraßen, weil er unter Schmerzen und bei dem Grauen längst seinen Geist aufgegeben hatte…

*

Als Tom White nach zwei Stunden noch immer nicht auftauchte, begann sein wartender Begleiter in dem zwei Häuserreihen weiter parkenden Fahrzeug sich Gedanken zu machen.

Da stimmte etwas nicht!

Der Beamte verließ das Auto und suchte das alte Haus in dem vermauerten Hinterhof auf.

Alles war ruhig und dunkel.

Bis auf den Keller…

Dort brannte Licht.

Der Mann vom Yard lief die Treppen nach unten – und stolperte beinahe über das verkrümmt am Boden liegende Skelett, das zwischen den zerfetzten Kleidern Tom Whites lag!

Tom White – war bis auf die Knochen von seinen unheimlichen Gegnern abgenagt worden.

Der ihn fand, stürzte wie von Sinnen davon.

*

Er war dort, wo er sein mußte.

Das war die Unterwelt, in der Zavho mit Leib und Seele von Molochos verbannt worden war, ohne daß er sein Schicksal selbst verschuldete.

Björn Hellmarks geistiger Körper unterschied sich in nichts mehr von seinem Leib, der auf dem Grund der Todespyramide zurückgeblieben war.

Er wanderte an den schrecklich anzuschauenden Gestalten entlang und stellte fest, daß hier in dem zwielichtigen, feuchtschimmernden Tunnel auch Menschen ›zu Hause‹ waren.

Er meinte, auf einer Straße zu ›gehen‹, in der es gerade geregnet hatte.

Feucht glänzten die groben Pflastersteine. Nach wenigen ›Schritten‹ schon teilte sich die Straße auf, und unzählige andere Straßen und Gassen führten in eine ungewisse Welt.

Unweit von sich erblickte er eine schöne Frau mit langem, bis über die Schultern reichenden Haar und glänzenden, blauen Augen.

Die schöne Fremde, die von der Erde stammte, lächelte ihn an und winkte ihn zu sich.

Mit jedem Schritt aber, den er auf sie zukam, wurde ihm bewußt, daß ihm ein Trugbild gezeigt worden war. Die Frau vor ihm hatte eine graue, welke Haut, ihr Gesicht war übersät von ätzenden Geschwüren.

Als er sich der Fremden näherte, die leise weinte, lösten sich aus dem Halbdunkel des unüberschaubaren Stollens in die Unterwelt gespenstische, nichtmenschliche Gestalten, die wie Schilf im Wind hin- und herwankten und die ihre Begegnung gierig beobachteten.

»Wer bist du?« fragte Hellmark.

»Ich bin Mary«, krächzte sie, während große Tränen über ihr zerstörtes Gesicht rollten. »Ich war jung und schön, und ich wollte es

bleiben. Aber für diesen Wunsch hatte niemand Verständnis. Zu altern ist normal – aber wenn sich dieser Vorgang innerhalb weniger Minuten vollzieht, ist es eine Tortur. Man soll sich nicht mit ihnen einlassen… man sollte es nie tun… es führt ins Verderben…«

Sie nickte, und um ihre Lippen zuckte es. »Was hast du getan, daß du hier bist? Du bist neu, ich habe dich noch nie gesehen.«

»Ich suche einen…« Er überlegte einen Moment lang, »einen Freund«, sagte er dann schnell, sich im Zwielicht umblickend. »Sein Name ist Zavho.«

»Ja, der ist hier.« Sie wandte sich um und deutete in das ferne Dunkel, wohin die feuchte Straße mündete. »Er ist der große Einsame, der am Meer der Finsternis schweigend seine Tage verbringt…«

Damit schien für die Frau alles gesagt, was gesagt werden mußte. Sicher hatte sie ursprünglich mehr auf dem Herzen gehabt, aber sie verlor urplötzlich das Interesse an ihm und dem Gespräch und lief auf der Straße davon.

Sie verschwand im dunklen Nebel, der die Straße wie eine halbdurchlässige Wand flankierte.

Björn fragte sich, worin der Schrecken des Aufenthaltes in dieser Unterwelt der toten Seelen bestand.

Es war hier nicht ausgesprochen grausig. Eine gewisse Beklemmung lag in der Luft, man fühlte sich ständig von den scheußlichen dämonischen Wesen beobachtet. Aber sie kamen keinem der hier Befindlichen zu nahe.

Das war eine Merkwürdigkeit.

Noch etwas fiel ihm auf. Es war die Tatsache, daß in dem bedrückenden Zwielicht die Grenzen dieses Reiches nicht auslotbar waren.

Die hier festgehalten wurden, die durch irgendeinen schicksalhafte Vorgang – meistens selbstverschuldet – in diesen Hades geraten waren, wußten, daß sie eigentlich einen anderen Entwicklungsprozeß durchgemacht hätten. Diese Klarsicht kam ihnen erst hier. Und hier wiederum wurden sie permanent mit den Unzulänglichkeiten und Nichtigkeiten ihres irdischen Lebens konfrontiert.

Als Beispiel sah er wieder die Frau vor sich, mit der er ein paar Worte wechselte, und er mußte sich vor Augen halten, daß dies ein Geistleib war wie der seine. Die Seele dieser Frau wurde gemartert. Sie mußte einst sehr schön gewesen sein, hatte sich gefürchtet vor Alter und Krankheit und vor einem pestartigen Ausschlag, der ihr Gesicht hätte zerstören können. Wie immer sie zu Kontakten mit den Mächten dieser Hölle war: die verstanden es, die Furcht, die sie stets peinigte, aufrecht zu erhalten. Die hier verdammt worden war, sah sich ständig wie in einem Spiegel und wurde unablässig mit ihren Stimmungen und Vorstellungen konfrontiert. Hinzu kam: sie konnte

nicht ausbrechen, nichts verändern. Dieser Ort hier war endgültig für diejenigen, die mal hier waren.

Eine Ausnahme machte wahrscheinlich nur er hier mit der Chance zur Rückkehr in ein normales Leben.

Vorausgesetzt, daß alles gut ging…

In dem dunklen Nebel, der ihn von beiden Seiten umgab, erblickte er immer wieder Dämonenfratzen und menschliche Gestalten, die lethargisch herumhockten oder stumpfsinnig in eine unbekannte Ferne wanderten.

Unweit von ihm entfernt stand ein dunkles Wesen, in seiner Begleitung befand sich ein untersetzter Mann mittleren Alters mit einem kantigen, bleichen Gesicht und tiefliegenden Augen.

Dieser Mann starrte ihm nach. Er blickte anders als jene Menschen, die hier gewissermaßen für die Ewigkeit »zu Hause« waren.

Der Ausdruck dieser Augen reichte von Ratlosigkeit, Verwirrung und Erstaunen bis hin zu Neugierde und nacktem Entsetzen. Die Seele eines Menschen, all ihre feinen und feinsten Abstufungen, spiegelten sich darin.

Das war keiner, der hierher gehörte, das war einer – der nur »Besucher« war?!

Björn registrierte das, als ob er ein Empfänger wäre, der feinste Ausstrahlungen wahrnahm.

Er blieb stehen, eine Frage drängte sich ihm auf, viele Fragen: »Woher kommst du? Wer bist du? Wie bist du hierhergekommen? Wann und wie gelingt dir deine Rückkehr?«

Der andere kam aus einer Welt, in der er geboren worden war. Der andere kam – von der Erde – und es war nicht vorgesehen, daß er hierbleiben sollte.

Er erkannte das mit einer Klarsicht, die ihn erschreckte.

Doch er konnte nicht eine einzige seiner Fragen loswerden.

Der Besucher und sein düsterer »Führer« waren im nächsten Moment verschwunden.

Björn ahnte nicht, daß er eine flüchtige Begegnung mir Francis Surman aus London gehabt hatte, jenem Mann, der wider besseres Wissen den Kontakt zu dämonischen Wesen aufnahm und sich eine der vielen Geisterwelten zeigen ließ… In diesem Fall diejenige, die dem alten Mann aus der Kingsroad und seinem Freund Bill Coogan für alle Ewigkeit zum Schicksal geworden war.

*

Waren Stunden oder Tage vergangen, seitdem er sich hier aufhielt?

Er spürte weder Hunger noch Durst und keinerlei Müdigkeit.

Niemand bedrohte ihn, niemand wollte etwas von ihm.

Er war in einem Bereich, der eine Art Gefängnis war. Ein Gefängnis auf Lebenszeit, eine Gefängnis für die Ewigkeit.

Die Landschaft, durch die er kam, bestand aus feuchten Stollen und Straßen, die zwischen waberndem schwarzem Nebel hindurchführten. Manchmal erblickte er seitlich der scheinbar in eine sinnlose Unendlichkeit führenden Straße Gestalten, die beisammen standen, die von dämonenfratzigen Wesen beobachtet wurden. Dann wieder sah er nur eine Einzelperson, die gegen eine zerklüftete, schwarze Felswand lehnte und gedankenversunken in eine unwirkliche Ferne starrte. Die sich hier befanden, hatten es aufgegeben, nach einem Ausweg zu suchen. Ihre geknebelten Seelen waren dazu verdammt, hier zu bleiben. Es gab eben für diejenigen, die sich hier befanden, keinen Ausweg, keine Möglichkeit der Veränderung mehr.

Er begegnete auch nochmal der Frau, die in jugendlicher Frische und Schönheit erschien, ein andermal gepeinigt von der Bürde und den Nachteilen eines hohen Alters und gezeichnet von einer unerklärlichen Krankheit.

Mary nickte ihm zu. »Du bist auf dem rechten Weg, Fremder. Immer geradeaus – dann kommst du zum Meer der Finsternis…«

»Danke!«

Im nächsten Moment tauchte sie wieder wie ein Schemen in dem schwarzen Nebel unter, und er setzte seinen Weg fort.

Bevor das Meer kam, passierte er eine Art Brücke, die sich in weitem Bogen über einen schwarzen, träge dahinwälzenden Fluß spannte.

War dies das Schwarze Wasser aus dem Boden der Todespyramide?

Er folgte dem Flußlauf und erreichte endlich die Mündungsstelle, wo der Schwarze Fluß sich mit dem Meer der Finsternis vereinigte.

Rauschend brach das Wasser an dieser Stelle ins Meer ein, als ob es ein Wasserfall wäre, der aus großer Höhe herabstürzte.

Der Schaum war schwarz, und die dunklen Flocken platzten in der Luft vor ihm wie Seifenblasen und schwebten auf die Meeresoberfläche zurück, die jenseits der Flußmündung glatt und schwer wurde, als wäre sie eine spiegelnde Fläche, über die man gehen konnte.

Es gab hier in diesem Bezirk unendlich viele Buchten, die wild und zerklüftet aussahen und von hohen, nicht minder zerklüfteten steilen Felsen umstanden waren.

Silhouettenhaft zeichneten sich seltsame Boote darauf ab, die in der Ferne mit dem Horizont zu verschmelzen schienen.

Es handelte sich um flache Nachen, die mit einem einzelnen hohen Mast versehen waren, an dem ein schwarzes aufgeblähtes Segel hing. Das Segel hatte die Form eines Gerippes, und der Wind konnte eigentlich unmöglich die Nachen antreiben, denn er hatte überhaupt

keine Angriffsfläche. Er verlor sich in den Rippenzwischenräumen. Dennoch bewegten die Nachen sich, und ameisenhaft waren Gestalten darauf zu erkennen.

Mehrere dieser seltsamen, gespenstischen Seefahrzeuge glitten lautlos und wie schwerelos über die glatte schwarze Fläche.

Björn konzentrierte sich auf die fernen Boote und beabsichtigte, als Macabros dort aufzutauchen, um herauszufinden, was es mit den Schiffen auf sich hatte.

Doch er konnte sich nicht verdoppeln.

Sein Geist, der es ermöglichte, war abhängig von seinem Körper, der tot zurückgeblieben war, und er mußte sich vor Augen halten, daß nur in einer Geist-Körper-Verbindung die Fähigkeit zur Verdoppelung gegeben war. Hier aber war er Geist-Seele, und in dieser Erscheinungsform unfähig, seinen feinstofflichen Ätherkörper zu aktivieren.

Er entdeckte eine einsame Gestalt am Strand, die auf einem Vorsprung hockte und gedankenverloren über das Meer der Finsternis starrte.

Der Fremde war menschlich. Er unterschied sich von einem Menschen nur dadurch, daß seine Fingernägel breiter waren und leicht violett schimmerten.

Der Mann wandte den Kopf, noch ehe Hellmark auf Hörweite heran war.

Der auf ihn aufmerksam geworden war, erhob sich.

Er überragte Björn um Haupteslänge, und sein ovaler Schädel war von weiß-grauem Haar bedeckt, die in Form einer eng am Kopf liegenden Kappe die rosafarbene Haut bedeckten. Die Augen waren hell wie ein Bergsee.

»Du bist Zavho.« Ursprünglich wollte Hellmark seine Worte als Frage stellen. Unwillkürlich wurde eine Feststellung daraus.

»Ja, ich bin Zavho. – Dann bist du der Mann, den ich in Tschinandoah erwartet habe und der doch nicht kommen konnte, weil die Umstände ihn daran hinderten.«

Sie reichten sich die Hände, blickten sich an und verstanden sich, ohne daß viele Worte zwischen ihnen gewechselt wurden.

Es war, als ob zwei alte Freunde sich nach langer Zeit wieder trafen. Dabei hatten sie sich nie zuvor im Leben gesehen.

»Du hast also eine Möglichkeit gefunden, hierherzukommen. Das ist gut! So kann ich dir sagen, was du wissen mußt. Das wird zwar nichts an meiner Lage ändern. Zumindest nicht direkt. Aber wenn du das Wissen um die Botschaft hast, die für dich bestimmt war und die Molochos in einem üblen Handstreich an sich nahm, dann wird sich manches ändern. Auch die Voraussetzungen, die geschaffen wurden, um mich hierher zu lotsen.

Du wirst zurückkehren können mit einer Waffe in der Hand, die Molochos Stellung im Herrschaftsbereich der Dämonen erschüttert. Dies ist ein Ort der Vergessenen, wo du und ich nichts zu suchen haben, wo Seelen ihr Dasein fristen, die sich frei entscheiden konnten. Molochos hat die Gesetzmäßigkeit vergewaltigt. Das kann zu einem bösen Bumerang für ihn werden. Laß uns die Zeit nutzen, die wir hier zusammen sein können! Eines muß ich gleich vorausschicken: ich habe keine Kenntnis vom Inhalt der Botschaft, die schließlich nur für dich gedacht war. Auch Molochos konnte sie nicht an sich nehmen. Nur eines war ihm möglich: er konnte mich, Zavho, als Wächter der Botschaft entführen – und das in jenem Augenblick, als ich mich aufgrund der für Tschinandoah aussichtsloser werdenden Lage entschloß, die Botschaft an mich zu nehmen, um mich mit ihr in Sicherheit zu bringen, ehe die Tempel einstürzten und alles unter sich begruben. In diesem Augenblick wurde Molochos tätig. Er riß mich in diese Welt, und seine Schergen trieben mich wie Bluthunde vor sich her. Mir wurde die Botschaft von niederen Wesen entrissen, und die Schriftrolle wurde von einem plötzlich aufkommenden Sturm über das Meer der Finsternis getrieben.«

Björn fuhr zusammen. »Dann ist sie verloren?«

»Nein, das ist sie nicht. Ich sagte schon, daß Molochos der Initiator der Entführung war, daß er aber infolge der dämonenbannenden Macht der Botschaft nicht die Kraft entwickeln kann, die notwendig ist, sie auszulöschen oder verschwinden zu lassen. Die Botschaft existiert nach wie vor. Nur: sie ist versteckt. Die Geschichte, die die Botschaft seit jeher begleitet, ist mir bekannt, und so weiß ich mit Gewißheit, daß nur derjenige, für den sie bestimmt ist, sie auch besitzen wird. Der Zeitpunkt allerdings ist fraglich. Und je länger es Molochos gelingt, diesen Zeitpunkt hinauszuschieben, desto besser ist das für ihn. Denn: die Zeit arbeitet für ihn. Er kann wichtige strategische Punkte erobern. Und je später die Botschaft für dich in Anwendung kommt, desto geringer ist die Chance, seine Stellung zu erschüttern. Es ist dir gelungen, das Tor zur Unterwelt zu passieren, und du hast mich gefunden. Wenn du der richtige bist – und ich zweif'le keinen Moment daran – dann liegt es an dir, jene Fähre zu rufen, auf der die Botschaft liegt, wohin der Wind sie getrieben hat, und die niemand dort aufnehmen kann. Der Erfolg ist abhängig davon, ob du mindestens drei Manjaaugen in deinem Besitz hast.«

»Ja, ich konnte bisher drei Augen des Schwarzen Manja in meinen Besitz bringen.«

»Dann ist dein Aufenthalt hier nur eine Episode.

Laß' deinen Ruf über das Meer der Finsternis erschallen – und wir werden sehen, ob eines der schwarzen Schiffe den Weg hierher findet. Ruf: hol über! Denn mit der Fähre mußt du das andere Meeresufer

erreichen, um dort ohne Schaden zurückzukehren in die Welt, aus der du gekommen bist. Und das meine ich wörtlich. In dem Moment, da die Fähre drüben ablegt, wird das, was hinter dir liegt, vergessen sein. Seele und Leib werden sich in einer anderen Zeit an einem anderen Ort vereinen – und im Besitz der Botschaft wirst du dann das tun können, weshalb du deine Welt verlassen hast.«

Zavho schwieg.

Er hatte gesagt, was gesagt werden mußte. Nun lag es in Hellmarks Hand, die Dinge zu forcieren.

»Hol über!« Seine Stimme hallte über das dunkle, stille Wasser, und seine Augen waren auf die Silhouetten der seltsamen Gespensternachen gerichtet, die am zerfließenden Horizont lautlos ihre Bahn zogen.

Täuschte er sich – oder geschah dort in der Ferne tatsächlich etwas? Konnte es sein, daß einer der bizarren Nachen größer wurde, daß er näher kam?

Ja!

Lautlos glitt er über das Meer der Finsternis und das schwarze, mächtige Gerippe an dem hohen Mast war aufgebläht, als wolle es unter dem Druck eines unspürbaren Windes zerplatzten.

Der Nachen mit der für ihn bestimmten Botschaft an Bord näherte sich dem Ufer!

*

Er konnte es kaum fassen, daß alles so glatt ging.

Er brauchte nur zu warten, bis der Nachen in die Bucht einlief, er mußte dann nur die Botschaft an sich nehmen und den Nachen betreten – und auf der anderen Seite des Meeres der Finsternis würde dann ohne den geringsten Widerstand sein Übergang in die Welt erfolgen, aus der er ursprünglich gekommen war.

So einfach war alles?

So einfach wäre alles gewesen…

Der Nachen füllte groß und mächtig das Blickfeld der beiden so unterschiedlichen Gestalten am Ufer.

Björn hatte für nichts anderes sonst Augen und Sinne bereit.

Selbst wenn er an seinen toten Leib auf dem Grund der Pyramide auf Helon gedacht hätte, es würde nichts an den Dingen ändern, die dort ihren Lauf nahmen.

In der Stadt Lovon nahmen die Dinge ihren Lauf, die seine Mission – und sein Leben gefährdeten!

Doch davon ahnte er nichts…

*

»Es ist die Nacht, die die Entscheidung bringt.« Der Mann, der das sagte, trug die dunkelviolette enganliegende Kleidung und den Brustpanzer des Kriegers. Die grünen Embleme auf der Brust – zwei Kreise, die sich spiralförmig ineinander drehten und in deren Mittelpunkt ein dreieckiges Auge prangte, wiesen ihn als einen der höchsten in der Runde der Versammelten auf.

Dieser Mann war Lugom, der nach der Macht in Lovon griff und alles vorbereitet hatte, um zum großen Schlag auszuholen.

Lugom war äußerlich ruhig und gefaßt und von frischer, jugendlicher Erscheinung. Er lachte viel, seine Stimme klang sympathisch, und wer diesen Mann sah, der mochte sich wünschen, einen Freund an ihm zu haben.

Doch das Äußere täuschte.

Lugoms Herz war von Bitterkeit und Haß erfüllt, und wer ihn genau anschaute, der konnte von Fall zu Fall sehen, wie ein Ausdruck in seinen Augen erschien, der einen das Fürchten lehrte.

Lugom kannte kein Erbarmen. Er war ein Kämpfer, der alles daransetzte, das einmal gesteckte Ziel zu erreichen. Egal, unter welchen Umständen auch.

Er lebte mitten in Lovon. Er hatte ein eigenes Haus und einen großen, palastähnlichen Garten, der dieses Haus umgab.

In Lovon herrschten Ruhe und Frieden. In wenigen Stunden würde sich diese Ruhe umwandeln in Freude und Heiterkeit. Denn dann begann das große Fest, zu dem Fürst Chaner und seine Gemahlin geladen hatten. In der Stadt würden Umzüge sein, Kinder mit Lampions und Fackeln würden fröhlich durch die dunklen Gassen wandern und dadurch dokumentieren, daß niemand mehr Angst vor der Dunkelheit zu haben brauchte, wie das in gar nicht allzu ferner Vergangenheit noch der Fall gewesen war.

Die letzten Feste waren auch alle glatt über die Bühne gegangen. Die Nächte, in denen nur Eingeweihte es wagten, die Häuser zu verlassen, um sich in den gespenstischen Tempeln zu Ehren Rha-Ta-N'mys zu treffen, waren vorbei.

Aber sie würden wiederkommen.

Was Ghanor mühseliger Kleinarbeit abgebaut hatte, würde wie eine Flut wieder über Lovon hereinbrechen.

Über kurz oder lang kam der Zusammenbruch. Die Weichen waren gestellt.

Die Zwischenfälle in der letzten Zeit hatten das Mißtrauen bei den Primitiven in den Wüstenrandzonen bereits wieder geweckt. Heimlich war Lugom mit seinen Vertrauten aufgebrochen und hatte Zwischenfälle provoziert. Wer hinter den Anschlägen der Vermummten steckte, wußte niemand. Aber daß sie aus Lovon kamen,

daran bestand kein Zweifel.

Lugom war mit seinen Vertrauten tief in die Wüste Hineingeritten. Rha-Ta-N'my hatte ihm im geheimen, hauseigenen Tempel ein Zeichen gegeben. Er hatte um Unterstützung nachgesucht. Die magischen Netze waren unter Anleitung der Dämonengöttin entstanden und hatten dafür gesorgt, die Untiere ohne großen Kräfteaufwand und ohne besondere Gefahr zu jagen und zu fangen und heimlich hierher zu bringen.

Unter dem palastähnlichen Haus, das Lugom zur Verfügung stand, befand sich ein geheimer Stollen, der hinausführte in die Wüste und der in einer Düne mündete.

Hinter der niedrigen Stadtmauer, die nur noch symbolische Bedeutung hatte, zeigte die Wüste ihr typisches Gesicht: im bernsteinfarbenen Sand existierte ein Meer von Dünen, die sich bis zum Horizont erstreckten.

Niemand – außer den Verschwörern um Lugom – wußte in Lovon, daß einige Dünen im Verlauf der letzten Nacht im wahrsten Sinn des Wortes zu Zeitbomben geworden waren.

Die fünf gefangenen Sandspinnen waren dort nach dem Abnehmen der magischen Netze in den Dünen verschwunden, und da sie schon mit der teuflischen Magie Lugoms in Kontakt gekommen waren, konnten sie nur aktiv werden, wenn Lugom in dem geheimen Haustempel symbolisch vor dem Altar der Dämonengöttin die Netze mit einem einzigen Hieb durchtrennte.

Lugom stand am Fenster seines dunklen Turmzimmers und hielt das Fernrohr an die Augen.

»In den Gärten meines Bruders beginnen die ersten Lichter zu glimmen. Illustre Gäste spazieren durch die duftenden Gärten. Die Nacht der Kinder und der Männer hat begonnen. Ihr solltet euch nicht mehr allzulange hier aufhalten, meine Freunde! Meine besten Offiziere sollten essen und trinken, was in sie hineingeht. Ihr habt dazu nur noch eine Helon-Stunde Zeit. Wenn das Fest sich seinem Höhepunkt nähert, werde ich die Netze durchtrennen, und die Stunde der Spinnen hat geschlagen. Die Untiere werden im nächsten Moment in den Palastgärten auftauchen, und in der allgemeinen Verwirrung werdet ihr Prinz Ghanor überfallen und niederschlagen.

Er darf nicht sterben. Es muß alles sehr schnell und planmäßig über die Bühne gehen. Einzelheiten kann ich mir ersparen, wir haben den Vorgang mehr als einmal theoretisch durchexerziert.

Die Praxis ist nur ein einziges Mal möglich. Mißlingt unser Plan, ist das unser Todesurteil. Ghanor wird uns nicht richten, er wird uns verbannen. Die Göttin aber, die wir enttäuscht haben, wird ihren gewaltigen Zorn über uns ausgießen. – Die Pferde sind frisch und stehen bereit?«

Lugom blickte sich in der Runde seiner Leute um.

Hier war nur der engste Kreis der Vertrauten zusammengekommen. Die anderen befanden sich bereits im Palastgarten, und Ghanor wußte nicht, daß ein Teil seiner engsten Mitarbeiter in Wirklichkeit mit Lugom konferierte und sein Bruder dadurch über alle Vorgänge im Herrscherpalast unterrichtet war.

Einer der jüngsten Anwesenden, der wie Lugom Kriegskleider trug, nur mit dem Unterschied, daß er als Brustsymbol einen spiralförmigen Kreis mit einem Dreiecksauge besaß, nickte und stand stramm.

»Ja, Herr. Sie sind sofort einsetzbar.«

»Wunderbar. Dann gibt es überhaupt keinen Grund mehr, weshalb die Reise in die Totenstadt nicht gelingen sollte. Und zwar auf Anhieb. Ghanor muß sterben – und zwar am Fuß der Totenpyramide, damit seine Seele eingeht in die Unterwelt und er den Weg vollzieht, den unsere Feinde in ferner Zeit zu gehen hatten. Diese Tat – und nur sie allein zählt schließlich als Höhepunkt und Abschluß unserer nächtlichen Aktion – wird Rha-Ta-N'my besänftigen und sie vergessen lassen, was ihr durch unser Volk angetan wurde.

Und nun geht! Ich komme wie verabredet später nach. Du, Bonoj, läßt meinen Bruder wissen, daß ich mich – leider – verspäten werde. Ich habe noch eine Vorbereitung abzuschließen, mit der ich dem Fest eine besondere und überraschende Note verleihen möchte…« Er lachte leise, und dieses Lachen klang gefährlich. »Welche Überraschung das allerdings ist, wirst du ihm aus wohlweißlichen Gründen natürlich nicht mitteilen.«

Er blickte sich triumphierend in der Runde um, und seine Lippen wurden zu einem harten, blutleeren Strich in seinem jungen, frischen Gesicht.

Er beobachtete, wie seine sieben versammelten Vertrauten über die Kriegskleidung ihre Festgewänder warfen. Es handelte sich dabei um farbenschillernde Gewänder, die bis zu den Knöcheln reichten. Jedes dieser Gewänder war an den enganliegenden Manschetten kunstvoll gesteppt und bestickt und am Halsausschnitt mit glitzernden Perlen und Pailletten besetzt. Manche Gewänder waren einfarbig, andere wiederum changierten von einer in die andere Farbe, manche waren dunkel, andere hell. Kein Festkleid glich dem anderen.

»Ich werde in einem roten Gewand erscheinen«, ließ Lugom sie wissen, »rot wie das Blut Ghanors, das in dieser Nacht in der Todespyramide fließen wird.«

*

Lugom begleitete seine Helfershelfer bis an die Tür seines Turmgemachs.

Als er den letzten seiner Leute verabschiedete, drehte der sich um und sagte: »Was wird aus dem Mädchen?«

Lugom lächelte. »Am liebsten würde ich die Nacht mit ihm verbringen. Die Fremde ist schön. Aber ich habe keine Zeit heute für ein Vergnügen dieser Art. Ich ziehe ein anderes vor.«

»Du hast ausführlich mit ihr gesprochen, Lugom?«

Nur der 1. Offizier seiner kleinen, aber schlagfertigen und einflußreichen Garde am Hof Ghanors durfte sich erlauben, so freundschaftlich mit ihm zu verkehren und ihn beim Namen zu nennen.

»Ja, sehr ausführlich.«

»Und doch weißt du nichts über sie.«

»Nicht viel. Ich kenne ihren Namen, und sie hat versucht, mir plausibel zu machen, woher sie kommt. Ich sehe da noch nicht ganz klar.«

»Ob sie eine Spionin Ghanors ist? Vielleicht ahnt er etwas?«

»Nein, ausgeschlossen! Sie kommt aus einer anderen Welt. Sie weiß nichts von Ghanor. Wäre dies der Fall, hätte ich in irgendeiner Form einen Hinweis erhalten, dessen kannst du sicher sein.«

»So sicher bin ich mir da nicht«, widersprach der 1. Offizier. »Ebenso wie wir unsere Geheimnisse haben, kann ein anderer sie doppelt und dreifach haben, der mit uns verkehrt und Ghanor dabei laufend unterrichtet.«

»Kason! Was für Gedanken! Und das in dieser Nacht? Ich bin überrascht.«

»Ich mache mir Sorgen. Die Tatsache, daß die Fremde aufgetaucht ist…«

»Ist Zufall. Sie hat nichts mit Ghanor zu tun. Sie weiß nicht mal, daß er existiert. Du bist kleingläubig, mein lieber Freund. Du vergißt unseren stärksten Mitstreiter: Rha-Ta-N'my. Sie kann überhaupt kein Interesse daran haben, unsere Mission zum Scheitern zu bringen.«

Das beruhigte den Offizier, und er schloß sich den anderen an. Sekunden später hörte Lugom, wie unten die schwere Tür zuklappte und seine Freunde mit knirschenden Schritten über den Sandboden zum Tor gingen, das die Begrenzungsmauer zum Herrschaftspalast durchgängig machte.

In dieser Nacht würde es überhaupt nirgends in und um Lovon verschlossene Türen und Tore geben.

Das Fest vereinte alle, und symbolisch sollte durch die offenen Stadttore unterstrichen werden, daß jedermann jederzeit in dieser Nacht willkommen war. Damit zeigte Ghanor – mit dem Wiederaufleben dieses alten Brauches –, daß auch die Primitiven sich frei in der Stadt bewegen konnten, ohne Furcht haben zu müssen vor den angeblich grausamen Bewohnern Lovons, von denen man

behauptete, sie würden Menschen fangen oder in Fallen locken, um sie dann einer Göttin mit unaussprechlichem Namen zu opfern.

Dieses finstere Kapitel in der Geschichte war für Ghanor vergessen. Aber nicht für Lugom. Der wollte ferne, grausige Tage wieder aufleben lassen.

Nachdenklich stieg er über die Treppen seines Turms nach unten. Kasons Worte gingen ihm nicht aus dem Kopf.

Während Lugom drei Etagen tiefer ging, warf er einen schnellen Blick auf seine Uhr. Die Zeiger mußten noch zweimal rund um das Zifferblatt laufen, dann war die abgesprochene Stunde um.

Noch Zeit genug, sich um die Fremde zu kümmern.

Die Zelle der Frau lag direkt neben dem geheimen Tempel, den er zu Ehren Rha-Ta-N'mys eingerichtet hatte.

Sowohl die Zelle unterhalb, des Haupteingangs seiner Turmburg als auch der Tempel waren nicht über eine gewöhnliche Tür zu erreichen. In dem groben Mauerwerk war ein sinnvoller Mechanismus untergebracht, der durch die Berührung eines Quaders unter einer bestimmten Druckbelastung den geheimen Eingang freigab.

Er drückte kurz und hart gegen diesen Stein, und im nächsten Moment öffnete sich lautlos und schwerfällig eine verborgene Tür.

Die Öffnung in der Wand war rechteckig und groß genug, einen ausgewachsenen Mann durchzulassen.

Hinter der Mauertür kam ein schmaler, hoher Korridor. In das breite Mauerwerk hinein waren nachträglich kleine Räume gebaut worden, zu denen es sonst keinen weiteren Zugang gab. Auch Fenster existierten nicht.

Hier inmitten des gewaltigen, massiven Mauerwerks der Palastburg, die ihm zur Verfügung stand und in der er ohne jegliche Kontrolle tun und lassen konnte, was er wollte, gab es insgesamt drei Zellen und einen Tempelraum.

Es roch muffig und scharf.

Schwere Holztüren waren vor den Zellen. In den drei Türen der Gefängnisse gab es kleine Gucklöcher.

Lugom warf einen Blick durch das Loch der hintersten Tür. Dort war die Frau untergebracht, die Danielle hieß.

Sie lag auf einer unbequemen Pritsche und hatte sich mit einer Decke, die ihr bis knapp an die Schultern reichte, so gut zugedeckt, wie es möglich war.

Hinter ihr auf einer schmalen Ablage brannte eine stark tropfende Kerze und beleuchtete trübe und unruhig die kleine Zelle.

Danielle de Barteaulieé schlief nicht. Sie konnte kein Auge schließen, und als Lugom von außen den starken Riegel zurückzog und den Sicherungsflügel umlegte, da richtete sie sich sofort auf.

»Haben Sie sich es endlich überlegt?« fuhr sie ihn mit harter

Stimme an, noch ehe er richtig eingetreten war. »Sind Sie dahintergekommen, daß es nicht nötig ist, mich hier festzuhalten?« Sie warf die Decke zurück. Sie trug noch immer das weich fließende Kleid, unter dem ihre Formen voll zur Geltung kamen. »Bringen Sie mich jetzt zurück zu meinem Gefährten, der mich schon sehr vermissen wird!«

»Er kann Sie nicht mehr vermissen. Er ist tot.«

»Das ist nicht wahr!« Danielle de Barteaulieés Stimme klang wie ein Hauch.

»Auf Grund des Gesprächs, das ich ganz zu Anfang mit Ihnen hatte, forderte ich einen meiner Vertrauten auf, noch mal an jene Stelle zurückzureiten, wo wir Sie fanden. Der Mann war verschwunden. Möglicherweise wurde er von unvorstellbaren Sandmassen begraben, die bei einem der Zentralstürme regelmäßig in Bewegung gesetzt werden. Und selbst wenn er nur bewußtlos war – wie Sie meinten – und nachher zu Fuß seinen Weg fortsetzte, ist er auf alle Fälle ein Opfer der Wüste geworden. Wir haben jedenfalls nirgends eine Spur von ihm gefunden.«

Er sah, wie sich die Augen der jungen Frau mit Tränen füllten, wie sie wie unter einer schweren Last langsam den Kopf senkte.

Ungerührt fuhr er fort: »Es kommt mir jetzt in dieser Minute auch gar nicht darauf an, diese Dinge zu erörtern. Sie sind unwichtig. – Was wissen Sie von Ghanor?«

»Wer oder was ist Ghanor?« fragte sie mit belegter Stimme.

»Sie kennen ihn wirklich nicht?«

»Nein.«

»Hmm. Entweder Sie sind eine hervorragende Schauspielerin, oder Sie haben wirklich keine Ahnung. Entweder hat Kason mit seinem Verdacht recht, und ich bin ein Trottel – oder wir irren beide. Nun, das werde ich sehr schnell herausfinden. Kommen Sie bitte her zu mir.«

»Was wollen Sie von mir?«

»Sie werden es gleich sehen.« Er trat zur Seite, so daß sie an ihm vorbeigehen konnte. Er deutete auf die der Zelle gegenüberliegende Tür. Die besaß kein Schloß und keinen Riegel. Er brauchte sie nur anzustoßen, und sie schwang lautlos nach innen.

Nach scharfen, unappetitlichen Gewürzen riechende Luft schlug ihr entgegen.

Wie Lugom es anordnete, ging Danielle de Barteaulieé ihm einen halben Schritt voraus.

Der Raum hinter der weit auf gestoßenen Tür erinnerte an eine feuchte, warme Höhle. Unwillkürlich hielt Danielle die Luft an, so streng roch sie. Aber dann mußte sie doch atmen, es blieb ihr nichts anderes übrig.

»Sie gefallen mir«, vernahm sie seine Stimme hinter sich. »Ich möchte Sie gern bei mir behalten.«

»Ich würde nicht bleiben…«

»Nun, das würden wir sehen. Eine schöne Frau sagt manches, was sie nachher nicht halten kann. – Ich hatte erst ein Beispiel genannt, meine Schöne. Sie sollten mich nicht ständig unterbrechen. Ich könnte mich aber auch ebenso konsequent von Ihnen trennen. Ganz abrupt. Das käme nur auf die Umstände an, die wir jetzt klären werden. Wenn Ghanor nichts von Ihrer Existenz weiß – und Sie nichts von den Ghanors, dann werfen Sie sich der Königin meines Herzens zu Füßen und wiederholen Sie das dreimal!«

Er gab ihr einen unerwarteten Stoß in den Rücken, und Danielle stolperte in das übelriechende Halbdunkel. Nur mit Mühe konnte sie einen Ausrutscher auf dem glitschigen Boden verhindern.

Ihre Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, aus der es vor ihr seltsam geisterhaft zu leuchten begann.

Sie sah zunächst einen Klotz auf dem Boden vor sich. Dahinter begann eine Art sehr schmaler Altar – und darüber wiederum spannten sich die Schwingen eines bizarren, riesigen schwarzen Vogels mit enormer Flügelspannweite und einem furchtbaren, mit dolchartigen Zähnen besetzten breiten Schnabel, der weit und gierig aufgerissen und groß genug war, einen ausgewachsenen Menschen in sich aufzunehmen.

Mit wildem Aufschrei prallte Danielle de Barteaulieé zurück. Ohne es zu wollen, schrie sie den Namen, der wie mit einem Gluteisen in ihre Seele gebrannt war:

»Rha-Ta-N'my!«

*

Sie stürzte. Eine plötzliche Schwäche überfiel sie.

Mit einem blitzschnellen Satz nach vorn war Lugom neben ihr.

»Du kennst ihren Namen?« fragte er irritiert. Das hatte er nicht erwartet.

Danielle schluckte. Ihre Kehle war wie zugeschnürt und brachte keinen Ton heraus. Die Französin hatte eines der tausend mal tausend und vielleicht noch mehr Gesichter der Dämonengöttin gesehen, die in ihrer Lieblingsgestalt des Vogels dargestellt war.

Dieser Tempel war der Schrecklichen geweiht. Die Königin seines Herzens, von der Lugom gesprochen hatte, war die Dämonengöttin.

Das geisterhafte Licht über dem vorderen Altar verstärkte sich. Der riesige Vogel warf einen bizarren und übergroßen Schatten über die beiden klein und verloren wirkenden Menschen dort unten, über denen er plötzlich zu kreisen schien.

Die gewaltigen Augen in dem kantigen Schädel begannen feurig zu glühen, als ob das zentrale Feuer der Hölle sich darin spiegele.

»Sie ist eine Hexe, Lugom! Ihre Gedanken gehörten einst mir.« Schaurig hohl und triumphierend klang die Stimme, und mit Grauen sah Danielle, wie aus dem Schnabel, den Zähnen und dem Kopf und schließlich aus sämtlichen Poren der lederartigen Flügel eine schwärzliche, klebrige Flüssigkeit tropfte.

Blupp… blupp… blupp… machte es auf dem steinernen Klotz vor ihr und auf dem Boden.

Der schwarze Vogel schwitzte schwärzliches Blut, und überall aus ihm quoll es hervor.

»Sie ist eine Verräterin, die ihr Versprechen nicht gehalten hat, Lugom. Ich befehle dir: Richte sie wie die Opfer, die du mir bisher dargebracht hast!«

Danielle erfaßte die tödliche Gefahr, in die sie geraten war. Sie wollte aufspringen und zur Tür eilen. Doch ihre Glieder versagten ihr den Dienst. In ihrer Angst dachte sie an hundert Möglichkeiten, wie sie die Gefahr für sich bereinigen könnte.

Sie wollte sich unsichtbar machen – sie wünschte dem Mann, der sie emporriß und brutal auf den steinernen Klotz warf, die Pest an den Hals. Sie benutzte dabei unwillkürlich die richtigen magischen Worte und Beschwörungen, aber es wurde nichts daraus.

Kräfte, die gegen Rha-Ta-N'my gerichtet waren, und die praktisch doch durch sie kamen – konnten niemals als Gegenmittel Anwendung finden.

Kaum lag sie auf dem steinernen Klotz, gürtete Lugom sie mit den breiten Lederbändern, die an Metallringen seitlich des Klotzes befestigt waren. Im nächsten Moment lag sie so festgebunden auf dem Untergrund, daß sie kein Glied mehr rühren konnte.

Das war Rha-Ta-N'mys Rache.

Sie selbst war gebunden und konnte den Richterspruch gegen sie nicht vollziehen. Aber sie hatte einen Henker bei der Hand.

Aus der dunklen Ecke holte Lugom das breite Schwert.

Blupp… blupp… blupp… die schwärzlichen, zähen Tropfen verursachten einen harten und hallenden Rhythmus und untermalten die schaurige Szene.

»Töte sie, damit ich ihre zukünftigen Qualen bestimmen kann!«

Lugom riß das Breitschwert empor und ließ es herabsausen!

*

»Neeeiiinnn! Ich will nicht sterben!« Ihr markerschütternder Aufschrei brach aus ihrer Kehle, ließ die Luft rundum erheben und hallte als schauriges, mehrfach verstärktes Echo durch den höhlenartig

gestalteten Tempel.

Das stählerne Blatt lag auf ihrer Kehle. Sie spürte den Druck der schweren Schneide.

Das Schwert ruhte auf ihrer Gurgel, der hart geführte Schlag war in dem Augenblick abgestoppt worden, als ihr Schrei ohne ihr Dazutun ihrer Kehle entwich.

»Du willst nicht sterben, Danielle?« fragte die spöttische Stimme von oben herab. »Aber so wie bisher kannst du auch nicht weiterleben, nicht wahr? Du weißt, was ich meine?«

»Ja«, entrann es ihrer Kehle.

»Du hattest einen Auftrag. Du hast mich hintergangen…«

»Ja, ich weiß.« Heiser klang ihre Stimme und war nur ein leises, unverständliches Krächzen.

»Würdest du es jetzt tun, wenn ich dich darum bäte, Hellmark zu töten?«

»Ja!« Todesangst saß ihr im Nacken. Sie war zu allem bereit.

»Du würdest alles tun, was ich von dir verlange? Egal, was es ist?«

»Ja.«

»Du wärst – wie es sich gehört – meine treue Dienerin?«

»Ich wäre deine treue Dienerin.«

»Nimm das Schwert zurück, Lugom!«

Der Verschwörer gehorchte.

Danielle de Barteaulieés Herz raste, ihr ganzer Körper bebte.

»Im Moment genügt mir diese Zusage. Hellmarks Tod verlange ich nicht mehr von dir. Aber es wird tausend Dinge geben, mit denen du mir beweisen mußt, daß du es ernst meinst. Du erhältst von mir nochmals eine Chance – es ist die letzte, Danielle de Barteaulieé! Hier in dieser Welt habe, ich nichts mehr vor mit dir. Woanders aber kannst du mir – und wirst du mir – als Hexe ein dienstbarer Geist sein. Ich habe dir das Leben geschenkt, vergiß es nie! Du sollst zurückkehren in die Welt der Gegenwart, in der du errettet wurdest, wo deine ruhelose Seele ihre Wanderung beendete. Für mich ist deine Rückkehr nur ein Gedanke…«

Und Rha-Ta-N'my dachte.

Der geheime Tempel in dem Burgpalast verschwamm vor Danielles Augen, sie fühlte plötzlich einen entsetzlichen Ruck und ein hartes Reißen in den Gliedern, als ob sie auf einer Streckbank läge.

Aber sie lag gar nicht mehr auf dem Stein. Plötzlich stand sie auf ihren Füßen.

Brausend schlug die Luft über ihr zusammen. Der widerlich-scharfe Gestank war von einem Augenblick zum anderen weg.

Eine neue, benzingeschwängerte Luft hüllte sie ein.

Menschen, Schatten, Dunkelheit…

Eine belebte Straße. Verkehrslärm. Hupende Autos.

Auf einer breiten Straße wälzte sich eine mehrspurige Kolonne.

Ampeln sprangen von Rot auf Gelb auf Grün.

Hektische Lichtreklamen. In allen Farben.

Sie stand auf dem Bürgersteig einer belebten Straße, und Passanten rempelten sie an, die zu den Bushaltestellen und den Metroschächten eilten.

Sie war – mitten in Paris.

*

»Es wird bestimmt ein herrliches Fest. Ich freu mich darauf.«

Der Mann, der das sagte, hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Lugom. Er war ebenso groß wie er, wies die ruhigen, beinahe sanften Gesichtszüge auf, und hatte die gleichen grauen Augen. Doch in diesen Augen kam mehr Sanftmut zum Ausdruck. Das kalte Glitzern, das von Fall zu Fall Lugoms Blick beherrschte, fehlte in den Augen Ghanors, des Prinzen von Lovon.

Ghanors Haar war schwarz im Gegensatz zu dem Lugoms, das mehr ins Bräunliche changierte.

Die Frau, der Ghanor einen Kuß auf die Augenlider hauchte, war bildschön.

Ihr Gesicht war hell und schmal, und die hochstehenden Jochknochen verliehen ihrem Antlitz eine gewisse Verwegenheit. Diese Verwegenheit war in der Tat vorhanden.

Osira war bekannt als hervorragende Reiterin, als Schwertkämpferin, die ebensogut mit Pfeil und Bogen umgehen konnte, und die einem Mann in Wendigkeit und Mut nicht nachstand.

Osira war Ghanors erste Frau. Und obwohl das Lovonsche Gesetz ihm das Recht auf zwei weitere Gefährtinnen einräumte, hatte er freiwillig darauf verzichtet.

Er liebte Osira über alles. Die Schönheit dieser Frau mit dem flammend kastanienroten Haar und den hellgrünen Augen vereinten sich mit Charme und Intelligenz und Klugheit, wie dies nur selten der Fall war.

Osira lächelte nicht, als er sie küßte. Sie krallte ihre Finger in seine Schultern und flüsterte: »Geh nicht zum Fest! Es ist nicht vorgeschrieben, daß der Prinz von Lovon daran teilnehmen muß. Mir wäre lieber, du würdest die Nacht hier im Palast verbringen.« Ihre Stimme klang besorgt.

Ghanor zeigte sich verwundert. »Was ist los, Osira?«

Er schob sie langsam zurück und blickte sie an. Sie senkte den Blick.

»Die Sterne stehen nicht gut um Lovon«, murmelte sie.

»Osira!« Er seufzte und nahm sie in die Arme. »Du hast wieder

zuviel über deinen Büchern gesessen und die Schicksalsuhr der Gestirne studiert.«

Sie nickte. »Es war nicht verkehrt. Ich habe aufschlußreiche Hinweise erhalten.«

»Hinweise, die falsch sein können. Du nimmst die Dinge zu ernst. Ich habe dir das schon immer gesagt.«

»Ich hatte dreimal hintereinander denselben Traum, Ghanor. Die Sterne über Lovon wurden rot, und Blut tropfte vom Himmel. Ich habe dich mitten in der Wüste gesehen, gegen einen furchtbaren Sturm ankämpfend. Dann kam der Regen aus Blut, und er hat einen See gebildet, in dem du ertrunken bist.«

»Osira!« Er schüttelte den Kopf und tröstete sie. »Alpträume können vorkommen. Aber sie brauchen doch keine tiefere Bedeutung zu haben. Du steckst mitten in den Problemen, die uns alle beschäftigen. Lovon hat Schwierigkeiten. Wir sind dabei, es neu aufzubauen, die Angst von allen – und damit auch von uns selbst zu nehmen. Was hat dein Traum mit dieser Festnacht zu tun, in der alle fröhlich sein werden bis auf die Frauen, die – leider – nicht daran teilnehmen dürfen?«

»Ich weiß es nicht, Ghanor. Ich kann es nicht begründen. Nur eines fühle ich mit erschreckender Gewißheit: in dieser Nacht wird etwas geschehen. Es würde nicht passieren, wenn du hier im Palast bliebst.«

Er lächelte und versuchte sie zu beruhigen. Es blieb bei diesem Versuch. Osira war nicht zu überzeugen.

Besorgt blickte sie durch die zugezogenen Vorhänge hinunter in den Park, wo Prinz Ghanor wenig später in voller Festkleidung, farbenprächtig schillernd, auftauchte. Er blieb noch mal stehen, blickte zurück zu dem verhangenen Fenster und winkte kurz nach oben, sehr wohl wissend, daß Osira dort im dunklen Raum stand.

Die schöne Prinzessin blickte dem Gefährten aus ernsten Augen nach.

Ghanor verschwand im Park, wo tausend Lampions glühten und die Männer in ihren farbenprächtigen Kostümen in Gruppen beisammen standen. Lachen und Stimmen erfüllten den Park, und Lachen und Singen ertönte aus den Straßen und Gassen der weißen Stadt in der Wüste. Die Kinder zogen in großen Gruppen von Haus zu Haus.

Doch in dieser Nacht hatte Osira keine Ohren für die Geräusche, denen jetzt die Frauen in den verschlossenen und dunklen Wohnungen lauschten.

Die Prinzessin lief zurück in die Ruhekammer, in der bunte, handlackierte Möbel standen, die sich in Farbe und Form dem ganzen Interieur anpaßten. Aus einer verschlossenen Lade nahm Osira eine Kassette, die sie ebenfalls aufschließen mußte.

Darin lag ein dunkler Gegenstand.

Sie nahm ihn heraus. Auf ihrer flachen Hand war ein kleines schwarzes Schiff zu sehen, das jenen Seefahrzeugen glich, welche Björn Hellmark am Fuß der Todespyramide in den Händen der Skelette entdeckt hatte.

*

Schöne, melodische Gesänge waren es, welche die Kinder von sich gaben. Frische, erheiternde Witze machten unter den Männern die Runde. Lampions wurden getauscht mit den besten Glückwünschen für das Wohl und die Gesundheit der Beschenkten.

Alle Tore in den an sich nicht hohen Mauern der Stadt waren geschlossen.

Unweit der Tore sah man silhouettengleiche Gestalten. Neugierige Eingeborene, die durch die Gesänge und die tanzenden, farbigen Lichter der Lampions angelockt wurden, wagten es teilweise sogar, in die Stadt zu kommen.

Ghanor, der gerade diese Reaktionen mit Freude und Zufriedenheit registrierte, suchte selbst das Gespräch mit diesen Nomadenvölkern, die kein festes Zuhause hatten.

Daß das Fest in Stimmung und Empfinden schlagartig eine Veränderung erfuhr, brachte das Zutrauen der Eingeborenen und die angebliche Friedensliebe des Herrschers von Lovon in schweren Mißkredit.

Entsetzensschreie hallten plötzlich durch die Luft.

Drei, vier Sandspinnen eilten auf langen Beinen über die niedrigen Stadtmauern hinweg… Eben noch Frohsinn und Heiterkeit, Scherzen und Lachen – jetzt wildes Schreien, panische Angst und Entsetzen.

Die Menschen liefen wahllos durcheinander und versuchten sich vor den Eindringlingen in Sicherheit zu bringen.

Alles schrie. Niemand hatte Waffen dabei. Das war in dieser Nacht verpönt.

Die Spinnen hatten das Überraschungsmoment ganz auf ihrer Seite und die panische Angst vor diesen Untieren, die in dieser Region der Wüste jedoch niemand erwartet hätte, saß tief in den Menschen aus Lovon verwurzelt.

Die rasiermesserscharfen Stacheln schwirrten durch die Luft und fanden mit tödlicher Sicherheit ihr Ziel.

Stöhnend und blutend brachen Menschen zusammen.

Die gewaltigen Bestien stampften mit ihren zwölf Beinen alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte.

Das Geäst brach, die Lampions wurden durch die Luft geschleudert. Die darin brennenden Kerzen entflammten die farbigen

Hüllen, und Hunderte von flammenden Fackeln stürzten aus dem Himmel herab. Sie entzündeten die trockenen Büsche und Sträucher, und das Prasseln der Flammen mischte sich unter die Schreie der Sterbenden und Fliehenden.

Minuten lang ging alles kopflos drunter und drüber.

Die Wachen und Palastsoldaten rannten in die Waffenkammern, holten Pfeile und Bogen. Bis es allerdings zu einer organisierten Abwehr und Vernichtung der Bestien kam, hatten sie große Verwüstungen angerichtet, und Lugom und seinen Verschwörern war gelungen, was sie sich vorgenommen hatten: In der allgemeinen Verwirrung stürzten sie sich auf den Herrscher von Lovon. Im Nu war Ghanor von drei, vier Männern umringt und wurde niedergeschlagen, ehe er begriff, was los war.

Seine Gegner rannten durch den Palastgarten.

In den Ställen standen die Tiere bereit, die der abtrünnige Stallmeister für diese Nacht ausgesucht hatte.

Noch während die Gäste, die zur Feier gekommen waren, niedergetrampelt oder von den massigen Beinen der Spinnen kurzerhand in die brennenden Büsche und Sträucher geschleudert wurden, ging die Entführung Ghanors über die Bühne.

Und die wie zur Salzsäule erstarrte Osira stand oben am dunklen Fenster, sah, was geschah, und eine eisige Hand krallte sich in ihr Herz.

Alles in ihr wehrte sich gegen das, was sie erblickte, und sie hätte gewünscht, daß es nur ein Traum wäre. Doch die grausame Wirklichkeit übertrumpfte alles.

Sie hatte es geahnt.

Sie war nicht unvorbereitet. Und nun zeigte sich, wie gut es war, die Dinge, die sie in der Schicksalsuhr der Gestirne erkannt zu haben glaubte, nicht auf die leichte Schulter genommen zu haben.

Sie rannte aus dem Zimmer. Ihre Dienerinnen folgten ihr, doch mit einem scharfen Zuruf wies sie die zurück.

Auf dem Weg nach unten warf sie immer wieder einen Blick aus den Fenstern, die über den Garten und das Gemäuer führten, und sie sah, wie die Reiter davonpreschten, weit in die Wüste hinein.

Nur zwei Minuten später erreichte sie auf kürzestem Weg den prinzlichen Reitstall und schwang sich auf ihr Lieblingspferd.

»Lauf, Sjai, lauf!« Sie gab dem Tier die Sporen, und das kräftige Pferd jagte aus dem Stall. Und während sich die Dinge im Palastgarten normalisierten, während die Wachen und Soldaten die Untiere töteten und die Brände löschten, jagte sie in die Wüste, immer den Spuren folgend, welche die Hufe der anderen Reittiere hinterließen.

Die Pferde in Ghanors Ställen waren alle gut in Schuß und standen in voller Kraft.

Eine gute Helon-Stunde währte der Ritt. Es gelang ihr nicht, die Verschwörer einzuholen. Und sie hätte auch kein Interesse daran gehabt. Es kam ihr darauf an, auf der Fährte der Entführer zu bleiben und nicht auf sich aufmerksam zu machen.

Die Abtrünnigen sollten sich sicher wähnen.

Unwillkürlich tastete Osira nach ihrem Strumpfband. Sie war beruhigt, als sie spürte, daß dort die handliche Waffe, die sie in aller Eile im Palast an sich genommen hatte, noch steckte.

Damit ließ sich etwas anfangen.

Der Waffenforscher Lias, der am Hof lebte, hatte vor geraumer Zeit eine Methode entwickelt, die auf dem Gebiet der Waffentechnik in Lovon revolutionär war.

Lias hatte ein Gas entdeckt, das Feinde töten und Freunde verschonte.

Ghanor ließ sich laufend über die Entwicklung berichten, und er wollte diese Waffe entschärfen. Es kam ihm darauf an, eventuelle Feinde nicht zu töten, sondern nur kampfunfähig zu machen. Er wollte ihnen die Chance zur Umkehr bieten. Ob das klug war, ließ sich nicht auf Anhieb beantworten.

Osira jedenfalls besaß eine der Probewaffen, die handlich und leicht und überall am Körper zu verstecken waren.

Die schöne Prinzessin hielt den Atem an, als sie erkannte, wo der Ritt der Entführer zu Ende gegangen war.

In der Ruinenstadt, in der Stadt der Todespyramide!

Die Reittiere standen verlassen am Fuß der mächtigen Pyramide, und Osira hielt hinter einem von Wind und Wetter zernagten Gebäude an und beobachtete von dort aus, wie die vier Entführer bereits die oberste Terrasse der Pyramide erklommen hatten.

Zwei Männer ließen sich mitsamt dem bewußtlosen Ghanor in die ungewisse Tiefe hinab, die Silhouetten der beiden anderen hoben sich kaum sichtbar vom dunklen Himmel ab.

Osira griff unter ihren Rock, löste die flache, pistolenähnliche Waffe mit dem kurzen Lauf und sprang dann vom Pferd.

Geduckt, geschickt die Dunkelheit und den Schatten der zerfallenen Gebäude und der riesigen Pyramide nutzend, lief sie hinüber und begann die klobigen Stufen zu erklimmen, die teilweise so schmal waren, daß man sich wunderte, wie wohl die Füße derjenigen beschaffen waren, die diese Stufenpyramide einst erbauten.

Osira bewegte sich kraftvoll und mit der Biegsamkeit einer Katze.

Auf halber Höhe angekommen, duckte sie sich hinter einem Vorsprung. Oben auf der Pyramide entstand Bewegung. Sie sah, daß nur einer der Verschwörer nach dem Tau griff und in dem Schacht versank, während der andere den Weg nach unten antrat. Offenbar hatte er etwas vergessen oder wollte bei den Reittieren bleiben, die

nur flüchtig angebunden wurden.

Der Abtrünnige kam genau auf die Prinzessin zu.

Die hielt den Atem an und rührte sich nicht von der Stelle. Die Waffe in ihrer Hand lag vollkommen ruhig.

Der Mann tauchte genau über ihr auf.

Da sah er die Kauernde.

Die Prinzessin und der Verschwörer wechselten einen Blick.

»Kason?! Also auch du…« Osiras Stimme klang hart wie Metall.

Sie ließ dem anderen überhaupt keine Chance. Sie drückte ab. Ein grüner Strahl zischte aus der Mündung.

Das Gas wurde wie magnetisch von Kason angezogen, passierte das Gewebe seiner Kampfuniform und wurde von seinen Poren aufgenommen.

Kason riß den Mund auf. Er wollte etwas sagen, wollte schreien. Sein Körper verkrampfte sich. Er riß die Arme an den Leib, als ob er unter heftigen Schmerzen zu leiden hätte. Dann fiel er kopfüber und stürzte wie ein Stein in die Tiefe. Unweit der Pferde schlug er dumpf auf. Die erschreckten Tiere machten einen heftigen Satz zur Seite und rissen sich los. Sie galoppierten davon.

Osira setzte ihren Aufstieg fort, und sie zögerte keine Sekunde, ebenfalls in den Schacht zu steigen, in dem die Verschwörer mit ihrem Gefährten verschwanden.

Sie glitt an dem Tau in die Tiefe, hinein ins Zwielicht und die muffige Luft der Pyramide.

Die Dunkelheit kam ihr zustatten und die Tatsache, daß alle hier unten Kason und nicht sie erwarteten.

Ihr Auftauchen schlug ein wie eine Bombe.

»Osira!« Lugom war der einzige, der dazu kam, einen Laut von sich zu geben.

Noch am Tau hängend, vollzog sie ihre furchtbare Rache, ohne mit der Wimper zu zucken.

Zweimal spie die Waffe einen grünen Strahl ab. Die beiden Begleiter Lugoms fielen dem plötzlichen Angriff zum Opfer.

Lugom, der das Ritual bereits beendet hatte, sprang noch auf und wollte sich auf Osira stürzen.

Da zischte der Strahl in sein Gesicht. Seine Poren nahmen das geheimnisvolle Gas auf. Lugom schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Er taumelte noch einen halben Schritt nach vorn und wollte im Sterben noch seine Richterin zu Boden reißen.

Seine Augen waren weit aufgerissen, und ein ungläubiger Ausdruck vertrieb die glitzernde Kälte seines gnadenlosen Blicks. Er begriff nicht, daß die Dinge sich so schnell ändern konnten.

Seine Lippen bewegten sich. Sie formten den Laut »Rha…«, aber

sie konnten den Namen der grausamen Göttin nicht mehr aussprechen.

Vor den Füßen Osiras brach Lugom zusammen.

Die schöne Frau stieg kalt über ihn hinweg. Sie hatte nur Augen für den geliebten Gatten, der mit dem Rücken gegen die kahle Wand neben den Skeletten lehnte und dessen Kopf leicht auf die Brust gesenkt lag.

Zwischen den Augen befand sich ein kleines dunkles Loch.

Ghanor war bereits tot.

Seine Hände lagen auf den ausgestreckten Beinen. Die Finger griffen ineinander, und in den nach außen gedrehten Handinnenflächen lag ein kleines schwarzes Schiff.

Osira fiel auf die Knie. Sie achtete weder auf die drei Erschossenen noch auf den starr und steif liegenden Körper des fremden Blonden, der dicht am Ufer des Schwarzen Wassers lag.

Ghanors Füße berührten den Kopf der sterblichen Hülle des Fremden.

Osiras Blick irrte über das träge sich wälzende Wasser. Sie konnte nichts Besonderes feststellen. Ghanors Seele mußte sich schon sehr weit von diesem grausigen Ort entfernt haben.

»Laßt es nicht zu spät sein für das, was ich tun muß«, kam es leise und gequält über ihre feucht schimmernden, schön geschwungenen Lippen. »Ihr Götter habt mir den Weg gewiesen, die Botschaften in der Schicksalsuhr der Gestirne zu lesen, und durch die geheimen Schriften der großen Philosophen Lovons erhielt ich Einblick in die Möglichkeiten, die uns Sterblichen gegeben sind, die Macht der Finsternis zu bannen. Niemand ist ihr hilflos ausgeliefert. Wer stark genug liebt und stark genug geliebt wird, kann den Weg der Seele in die Unterwelt der Verbannten aufhalten und sie zurückfordern. Ich bitte euch um diesen Dienst.«

Und mit zitternden Fingern nahm sie das schwarze Schiffchen aus der Handinnenfläche des Gatten, warf es zu Boden und zertrat es und stellte statt dessen das Schiff in die ineinandergreifenden Hände, das sie mitgebracht hatte.

»Kehr zurück, Seele, in den Körper, der dich erwartet…«

Ghanors Füße berührten noch immer den Kopf des toten Fremden.

Dadurch nahm das Schicksal seinen Lauf…

*

Zavho wich nicht von Hellmarks Seite.

Hier in der Welt der Verbannten und Vergessenen ereignete sich etwas Einmaliges.

Hellmarks Ruf nach der Fähre zeigte Erfolg.

Der flache, schwarze Nachen mit dem Rippensegel glitt lautlos in die Bucht.

Dunkle, schattengleiche Wesen befanden sich an Bord. Sie ließen sich nicht auf Anhieb kategorisch als Menschen einordnen. Sie waren Schemen, die menschliche Formen aufwiesen.

Björn sah am Fuß des Mastes eine Pergamentrolle.

»Es ist die Botschaft«, murmelte Zavho. Und zum ersten Mal entdeckte Hellmark den Anflug eines Lächelns auf den Zügen seines Gönners. »So kannst du sie doch noch erlangen und damit die Hoffnung entfachen, daß diejenigen bald aus dieser dunklen Sackgasse entkommen können, die eigentlich nichts hier zu suchen haben – leb wohl! Ich werde in Gedanken oft bei dir sein und den Tag herbeisehnen, an dem wir uns wiedersehen. Und wenn du erst mal gegangen bist, wenn dein Fuß das dort drüben liegende Ufer berührt – ist es nur noch eine Frage der Zeit, daß unser Wiedersehen meiner anderen Welt stattfindet. Ich…«

Weiter kam er nicht – und mehr nahm Björn Hellmark auch nicht wahr.

In dem Moment, als er auf den Nachen gehen wollte, geschah es.

Eine unsichtbare Faust schien ihn blitzartig nach hinten zu reißen.

Hellmark taumelte. Sein Seelen-Körper war von einer flammenden Aura umhüllt, und in den klaren Augen Zavhos spiegelten sich Ratlosigkeit und Angst.

Björn Hellmark wurde einfach davongerissen, seih Leib wurde winzig klein in der fernen, feuchten Straße, die er gekommen war.

Ein Rauschen erfüllte Björns Bewußtsein. Die Welt um ihn herum schien plötzlich zusammenzuschrumpfen, und er kam sich darin vor wie ein Riese.

Ein greller, alles zerstörender Blitz spaltete sein Bewußtsein.

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte er das Gefühl, daß da noch jemand anders in seiner Nähe weilte, der ebenfalls in einem Gedankenmeer der Überraschung und Ratlosigkeit schwamm und nichts von dem begriff, was um ihn herum vorging.

Dann Schwere. Unruhe… Eine Stimme…

»Ghanor?«

Björn fühlte einen Druck auf der Brust, als ob ein Stein darauf gewälzt würde.

Hellmark atmete ganz bewußt. Er spürte schwer den Schlag seines Herzens.

»Ghanor?« Triumph und Erleichterung schwangen in der Stimme mit.

Er spürte eine zarte, duftende Hand, die über sein Gesicht strich.

»Die Öffnung in deinem Kopf ist verschwunden. Ich höre dich atmen, Ghanor! Das Schiff hat deine Seele zurückgeholt. Ghanor?!

Kannst du mich hören?«

Da schlug Björn Hellmark die Augen auf.

Ein fremdes Gesicht schälte sich aus den zerfließenden Nebeln.

Das Gesicht einer Frau. Schön und ebenmäßig, flammend kastanienrotes Haar rahmte das bleiche, interessante Antlitz.

Verführerisch schimmernde und duftende Lippen bewegten sich vor ihm und bedeckten sein Gesicht mit Küssen.

»Ghanor, du bist zurück! Warum siehst du mich so verwundert an? Erkennst du mich nicht? Ich bin's, Osira!«

Hellmark schluckte. Ein Kloß würgte in seinem Hals. Der Blick des aus dem Hades Zurückgekehrten ging über die Schulter der schönen Osira hinweg, und eisige Kälte erfüllte Hellmark, als er sah, wer dort am Boden in unmittelbarer Ufernähe des Schwarzen Flusses lag.

Dort lag – er! Dort lag – Björn Hellmark, steif und reglos!

Die Seele aus der Unterwelt hätte in jenen Leib einfahren müssen. Aber sie war im Körper eines Mannes gestrandet, der sich Ghanor nannte…

*

Eine Flut von Gefühlen und Gedanken überschwemmte ihn.

Er blickte verstohlen an sich herab, als er sich erhob.

Ghanor war schlanker, leichter als er, aber nicht minder wendig.

Osira nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit sich. Die toten Verschwörer lagen auf dem Boden zwischen den Skeletten an der Wand.

»In Lovon wird es zur Ruhe gekommen sein. Eine Episode geht vorüber, Ghanor. Mein Traum hat mir den rechten Weg gewiesen. Es ist gut, daß ich mich nicht irritieren ließ.«

Er nickte. »Ja, es war gut, Osira.« Er sagte es benommen – und mit fremder Stimme. Mit der Stimme des Prinzen Ghanor.

Schauer durchfluteten ihn, und Verwirrung ließ ihn nur langsam klarsichtig werden.

»Wer ist dieser Mann?« fragte er, auf den Blonden am Boden deutend.

»Ich weiß es nicht. Er lag schon hier, als Lugom und die Abtrünnigen hierherkamen, um an dir den Ritus der Ewigen Verdammnis zu vollziehen.«

Er nickte und bückte sich, um nach dem Schwert zu greifen. Doch er konnte es nicht an sich nehmen. Es war zu schwer. Er war Ghanor – und nicht Hellmark.

»Laß uns gehen! Ich bin so froh, daß alles gut geworden ist«, vernahm er Osiras Stimme.

An den Tauen kletterten sie in die Höhe. Zwischendurch ruhten sie

in den Nischen aus.

Was sollte werden? Wieso war es zu diesem schrecklichen Zwischenfall, diesem Seelentausch gekommen? Welche Faktoren konnte man dafür verantwortlich machen?

Es war jetzt nicht der Ort und der Zeitpunkt, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er mußte sich den Gegebenheiten anpassen.

Er war ein Fremder in einem fremden Körper, ein Fremder in dieser Welt. Die Frau, die ihn gerettet hatte war seine – war Ghanors Frau. Sie war überzeugt davon, ihren geliebten Gatten durch einen Handstreich aus der Welt der Düsternis zurückgeholt zu haben. Sie hatte einen Toten zum Leben erweckt… aber er war nur zur Hälfte Ghanor und zur anderen Hälfte Hellmark.

Er lebte in einem unbekannten Leib. Man erwartete bestimmte Dinge von ihm und setzte voraus, daß er über dies oder jenes informiert war.

Osira deutete auf das Pferd und schwang sich darauf. An ihrem Blick erkannte er, daß er etwas falsch gemacht hatte.

»Entschuldige«, sagte er schnell, sich auf die Situation mit dem ihm eigenen Feingefühl, einstellend. Er griff sich an die Stirn und schüttelte sich leicht. »Ich bin noch nicht ganz in Ordnung… entschuldige… der Übergang… ich bin ein wenig durcheinander, und es fällt mir schwer, mich an gewisse Dinge zu entsinnen… eine leichte Amnesie…«

»Das macht nichts!« Osira wurde sofort wieder fröhlich. Sie streckte ihm die Hände entgegen, und er zog sie nach oben. »Eine kleine Unhöflichkeit läßt sich verschmerzen. Es ist zwar ungewöhnlich, daß eine Lovon-Prinzessin hinter dem Gemahl sitzt, aber warum nicht… ausprobieren kann man schließlich alles.«

Mit diesen Worten schlang sie ihre weichen Arme um seine Hüften, schmiegte den Kopf an seinen Rücken und hielt sich fest.

»Aber den Weg nach Lovon wirst du noch wissen, Liebster…«

Er kannte ihn nicht. Er war niemals dort gewesen. Die Schwierigkeiten fingen schon an. Wie sollte es weitergehen, wenn er Freunden, Verwandten und Bekannten vorgestellt wurde, wenn er bestimmte Handlungen verrichten mußte, die man als selbstverständlich hielt – und von denen er nicht die geringste Ahnung hatte?

Er ließ das Pferd leicht traben, nach Lovon…

Hier kam ihm noch der Zufall zu Hilfe.

Deutlich waren in dem bernsteinfarbenen Wüstensand von Helon die Hufabdrücke all jener Tiere zu sehen, mit denen Ghanors Entführer geritten wären. Er brauchte der Spur nur zu folgen.

Einmal blieb er stehen und wandte sich um. Er blickte zurück zu der verlassenen Ruinenstätte, zu der Pyramide, die massig und klobig

alle anderen Gemäuer und Gebäude um ein Vielfaches überragte.

Prinz Ghanor atmete tief durch, und Hellmark, der in diesem Körper lebte, wurde es angst und bange, wenn er an die nahe Zukunft dachte.

Er sah unüberwindliche Schwierigkeiten vor sich.

Daß alles noch komplizierter war, als er in diesen Minuten dachte, konnte er nicht ahnen.

Hätte er einen Blick auf den Boden der Todespyramide werfen können, wäre ihm ganz anders zumute geworden.

Dort ereignete sich etwas Ungeheuerliches.

Mit Verzögerung wurde die Seele des Prinzen Ghanor aus dem Unterweltreich zurückgerissen. Sie fand keinen anderen Körper als den Björn Hellmarks:

Und Björn Hellmark am Boden der Pyramide, unmittelbar am Ufer des Schwarzen Flusses liegend, bewegte sich und schlug die Augen auf.

Prinz Ghanor machte die gleichen Erfahrungen wie Hellmark – nur umgekehrt.

Auch er mußte mit dem Schock fertig werden, nicht der zu sein, der er war… Er mußte lernen, einen fremden Körper zu beherrschen, den er nicht kannte.

Er erhob sich und inspizierte den Lederbeutel an seinem Gürtel. Er wußte nicht, welchen Sinn das verkorkte Fläschchen hatte, welchen Sinn die drei faustgroßen, rubinroten Steine, welche Bedeutung jenes grau-braune knisternde Tuch, das sackartig zusammengenäht war.

Ghanor in Hellmarks Körper erklomm die Höhe bis zum Ende des Schachts, und da das Schwert mit dem Magnetfeld seines Körpers Kontakt hatte, bereitete es dem Kletternden keine Mühe, diese spezielle und wunderbare Waffe mit sich zu nehmen.

Ghanor starrte in die Nacht Richtung Lovon, und er sah auch den von den Hufen aufgewühlten Boden.

Osira mußte irgend etwas unternommen haben. Die Toten am Fuß der Pyramide, unter ihnen Lugom und all die Vertrauten, für die er die Hand ins Feuer gelegt hätte, bewiesen das.

Osira befaßte sich seit geraumer Zeit mit dem Wissen hinter den sichtbaren Dingen. Dies hatte ihn möglicherweise vor einem gräßlichen Schicksal in der Unterwelt bewahrt. Aber das, was ihn hier erwartete, war nicht weniger schrecklich.

Irgend jemand hatte demnach seinen Körper übernommen. Und Osira ahnte es nicht…

Hellmarks Gesicht wurde unter den finsteren Gedanken Ghanors hart und ernst.

Vielleicht war ganz und gar Lugom in der Gestalt des Prinzen Ghanor nach Lovon zurückgekehrt, ohne daß ein Mensch es ahnte.

Eine perfektere Maske konnte sich ja niemand schaffen!

Erfüllt von Ratlosigkeit, Verwirrung und trüben Gedanken stapfte ein Mann durch den Wüstensand. Dieser Mann hatte das Äußere Björn Hellmarks – aber die Geist-Seele des Prinzen Ghanor von Lovon.

*

Danielle de Barteaulieé ging wie in Trance durch die belebte, abendliche Straße.

Die junge Französin in dem grellfarbenen und auffallenden Kleid ließ sich vom Strom der Passanten förmlich mitreißen, ohne daß sie eigenen Antrieb entwickelte.

Die Luft war kühl, und die Französin fröstelte.

Sie fühlte sich fremd und verlassen in dieser großen Stadt.

Später vermochte Danielle nicht mehr zu sagen, wo sie sich befand. In der Nähe eines Parks ließ sie sich auf eine Bank nieder und starrte stumpfsinnig vor sich hin.

Sie hörte plötzlich leise Schritte neben sich. Dann hüstelte jemand.

»Mademoiselle«, sagte eine dunkle, rauchige Stimme hinter ihr.

Danielle wandte den Kopf und blickte in ein von Alkohol und üppiges Essen aufgedunsenes, grell geschminktes Gesicht. Die Lidschatten waren zu aufdringlich, der Mund zu rot und zu herzförmig. Lauter kleine superblonde Locken kringelten sich um diesen fetten Kopf. Ob die Dame überhaupt noch einen Hals hatte, konnte Danielle nicht feststellen. Ein kostbarer Chinchilla, den sie locker um ihre runden Schultern drapiert hatte, verbarg ihren Halsansatz. Um so massiger quollen die gewaltigen Brüste unter dem silbern glänzenden Kleid hervor. Der Duft eines zu süßen und zu aufdringlichen Parfüms fiel Danielle förmlich an, daß sie sich abwandte.

»Ja, bitte?« fragte sie, nicht gerade freundlich.

»Sie sind fremd hier in Paris, Mademoiselle, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile. Sie sind mir aufgefallen. Jung, rank und schlank, lange Beine. Eine, die aussieht wie Sie und allein durch Paris läuft und der jedermann nachblickt – mit der stimmt doch etwas nicht. Sind Sie jemand weggelaufen?«

Danielle gab keine Antwort.

»Nun, wenn Sie mir nicht antworten wollen, dann müssen Sie das nicht tun. Aber da Sie sich so merkwürdig benehmen, gibt mir das den Mut, Sie anzusprechen. Sie sind durchgefroren. Sie haben keine Tasche dabei, kein Gepäck. Sie haben Hunger…«

»Ja, ja, ja…« stieß Danielle de Barteaulieé stakkatoartig hervor. »Ja, es stimmt alles…«

»Nun, sehen Sie. Man hat doch Menschenkenntnis.«

Die Dicke kam um sie herum und musterte sie wie eine Ware. »Wissen Sie, Mademoiselle, eine, die aussieht wie Sie und friert, nichts sonst auf dem Leib hat, die hungrig und durstig ist, ist eigentlich selbst daran schuld. Das können wir ändern. Kommen Sie mit mir! Ich biete Ihnen ein Dach über dem Kopf, Essen und Trinken. Meine besten Tage sind vorbei. Die Ihren können anfangen, wenn Sie das wollen…

Ich würde Ihnen ein ganzes Arsenal von Kleidern, von den besten Schneidern in Paris einrichten lassen. Sie haben das Zeug dazu, eine der ganz Großen zu werden. Ich weiß das. Ich habe Fingerspitzengefühl für solche Dinge – und vor allen Dingen kenne ich da ein paar Herren, reich und einflußreich, der besten Gesellschaft in Paris angehörend, für die es eine wahre Bereicherung wäre, Sie kennenzulernen. Es schadet nie, spendable Freunde zu besitzen.«

»Gehen Sie!« stieß Danielle hervor.

Sie wandte sich ruckartig ab.

Die Dicke seufzte. »Sie haben auch keine Papiere, nicht wahr? Damit wird es ganz schwierig für Sie in Paris. Schade, ich wäre Ihnen gern behilflich gewesen.«

Sie richtete sich auf, und ein Schwall des widerlichen süßen Parfüms traf Danielles Lungen.

»Da vorn an der Straßenkreuzung steht mein Wagen. Da gehe ich jetzt hin. Wenn Sie Lust haben, können Sie mitkommen. Übrigens, mein Name ist Janette. Madame Janette Rogalle. Meine Mädchen aber sagen einfach und schlicht Madame zu mir.«

Sie ging und ließ eine Danielle de Barteaulieé zurück, in deren Hirn ein wahrer Aufruhr sich abspielte. Wer war sie? Was wollte sie? Sie war eine Ausgestoßene, die kein normales Leben beginnen konnte. Nach einer ruhelosen Wanderung durch die Jahrhunderte war sie im Paris des 20. Jahrhunderts gestrandet. Sie hatte keine Freunde, keine Verwandten – keinen Björn Hellmark, der im Strudel eines anderen Raum-Zeit-Kontinuums untergegangen war.

Da sprang sie auf. »Warten Sie!« Sie lief zunächst zögernd, dann immer schneller hinter Janette Rogalle her.

Gemeinsam mit ihr ging sie zu dem bereit stehenden, silbergrauen Wagen. Es war ein Rolls-Royce-Phantom, der von einem livrierten Chauffeur gesteuert wurde.

Janette Rogalle schien in einem Königsschloß zu wohnen und über das Vermögen eines solchen zu verfügen.

Eigenhändig öffnete sie die Tür.

»Nehmen Sie Platz, mein Kind! Ich bin sicher, wir werden ausgezeichnet miteinander auskommen. Ich habe keinen Moment daran gezweifelt, daß Sie meinem Vorschlag nicht folgen könnten. Das wäre töricht gewesen. Und eben das paßt nicht zu Ihnen.«

So verloren sich die Spuren von Danielle de Barteaulieé in Paris. Im Salon von »Madame« fing ihr neues Leben an…

*

Inspektor Stuart Learing wurde vom Chauffeur, der seinen Assistenten Tom White begleitet hatte, umgehend informiert.

Learing kam ernst und bleich und irritiert am Tatort an. Noch ehe sie das alte kleine Haus betraten, ließ er sich von dem Begleiter Whites noch mal erzählen, was der entdeckt hatte.

»Es ist unfaßbar. Ich kann es nicht glauben.« Learings Stimme klang belegt.

Der Inspektor kam nicht allein. Er brachte eine Handvoll Leute mit, und alle gemeinsam suchten den Keller des unheimlichen Hauses auf.

Im Licht der Taschenlampen stiegen sie die Treppen herab.

Learing und der Fahrer gingen den anderen voran.

Da vernahmen sie ein Geräusch. Noch ehe sie Whites Skelett erreichten, bog um die Kellerwand eine schwankende Gestalt. Francis Surman!

Er wurde festgenommen. Er machte einen abwesenden, verwirrten Eindruck, und die Antworten, die er auf die Fragen Learings gab, waren zum größten Teil unbrauchbar.

Er erzählte etwas von einem Rattengebet und den Ratten.

Learing gewann den Eindruck, als ob Surman mit seinen Gedanken ganz woanders wäre.

Das Skelett registrierte er mit völlig ungerührtem Gesichtsausdruck.

»Wer ist das?« fragte er leise und mit fiebrig glänzenden Augen.

»Mein Assistent White. Sie haben ihn getötet!« Learing wußte, daß dies eine Anschuldigung war und er nicht den geringsten Beweis für eine solche schreckliche Tat Surmans hatte. Es war beinahe unmöglich, daß der Journalist in der ihm zur Verfügung stehenden Zeit ein derart scheußliches und unerklärliches Verbrechen begangen haben konnte. Doch Learing kam es darauf an, zu provozieren. Er wollte Surman aus der Reserve locken.

Surman schüttelte den Kopf. »Nein, Inspektor, da irren Sie. Ich habe nichts damit zu tun – ich wußte überhaupt nicht, daß jemand hinter mir her war.«

Er schien seinen klaren Moment erwischt zu haben.

Was er sagte, klang einleuchtend und vor allen Dingen überzeugend.

Im nächsten Moment aber sagte er wieder etwas, das überhaupt nicht paßte und die Rätsel um das Geschehene und um die Person des verwirrten Surman nur noch größer machten: »Er muß mich bei dem

Ritual des Gebets beobachtet haben. Die Ratten haben mich nach drüben begleitet, verstehen Sie? Ich habe einen Ort der Toten gesehen – einen wohlbemerkt, Inspektor. Es gibt deren viele! Uneingeweihte Zeugen können wir da nicht gebrauchen. Ihr Assistent war sehr unvorsichtig.«

Surman schüttelte nur den Kopf. Es war unmöglich, diesen Mann richtig zu verhören. Er schien manchmal überhaupt nicht zu wissen, was er sagte.

Hier unten im Keller des alten Mannes hatte er ganz offensichtlich den Verstand verloren.

»Sie haben mich schon mal belogen, Surman«, sagte Learing rauh, und man sah ihm die Anspannung und die Ratlosigkeit an, unter der er stand. Selten hatte ein Fall ihn derart mitgenommen und in Bahn gezogen. »Als wir uns zum ersten Mal trafen, spürte ich, daß Sie mir etwas verschwiegen. Wir haben Sie dabei beobachtet, wie Sie die Briefsendung in Empfang nahmen. Demnach hat Bill Coogan Ihnen am Telefon doch mehr gesagt, als Sie uns wissen ließen.

Sie hatten nichts Eiligeres zu tun, als nach der Einsichtnahme der Sendung Ihren Wagen zu besteigen und in die Kingsroad zu fahren. Dort suchten Sie das Haus des alten Mannes auf. Soviel wissen wir. Was sich aber dann hier unten ereignet hatte, das wissen wir noch nicht. Doch verlassen Sie sich darauf, Surman: wenn ich mal einen an der Angel habe, den laß ich nicht so schnell wieder los. Ich werde dahinterkommen, was hier unten los war.«

Damit traf er den Nagel auf den Kopf.

Allerdings anders, als er je geglaubt hätte.

Er beschlagnahmte die vergilbten Seiten, mit denen Francis Surman hierhergekommen war.

Da wurde Francis Surman munter. »Ich warne Sie, Inspektor! Damit sprechen Sie Ihr Todesurteil. Der Text wird Ihr Leben von Grund auf verändern. Lesen Sie nicht, was auf diesen Seiten steht!«

Aus verständlichem Grund konnte Stuart Learing in seiner Stellung diesem Wunsch natürlich nicht entsprechen.

Surman zeigte während seiner Fahrt zum Yard-Gebäude ein derart krankhaftes Fehlverhalten, daß Learing sich veranlaßt fühlte, noch am gleichen Abend einen Arzt zur Beratung hinzuzuziehen. Das Untersuchungsergebnis erbrachte, daß man Surman unmöglich sich selbst überlassen konnte. Seine umgehende Einweisung in eine Nervenheilstätte wurde ernsthaft in Betracht gezogen.

Doch dazu kam es nicht mehr.

Der Fluch der geheimnisvollen Buchseiten, deren Faszination Surman erlegen war, machte auch vor ihm nicht halt.

Die erste Begegnung mit den Mächten einer anderen Welt hatte Surman nicht verkraftet. Und zu einer zweiten Begegnung für ihn kam

es nicht mehr.

Er hatte sich den unheilvollen Fluch zugeschrieben, als er Stuart Learing allen Ernstes daran hindern wollte, Einblick in das Geheimnis der Texte zu nehmen.

Die Rache der Geister, die er gerufen hatte, erfolgte in der gleichen Nacht.

Francis Surman starb. Die spätere Obduktion ergab Herzversagen.

Aber das war nur ein Teil der Wahrheit, die Stuart Learing in vollem Umfang zu begreifen begann, als er das Risiko des Textstudiums auf sich nahm.

Er begann zu verstehen, was mit dem Alten, was mit Bill Coogan und was schließlich mit seinem Assistenten Tom White geschehen war, der als uneingeweihter Zeuge vernichtet werden mußte, um seine Beobachtungen niemand mitteilen zu können.

Auch der Tod des Francis Surman erhielt seinen schrecklichen Sinn.

Und Stuart Learing begriff, daß auch er ein Verlorener war.

Er versuchte das Unheil für sich und für andere abzuwenden, indem er wichtiges Beweismaterial einfach verschwinden ließ: die vergilbten Seiten würden stets demjenigen Unheil bringen, der sie las – deshalb wollte er sie loswerden.

Aber einmal mußte man diesen teuflischen Kreislauf doch abbrechen.

Learing zwang sich dazu, es zu tun.

In seiner Privatwohnung versuchte er, die Buchseiten im Kamin zu verbrennen. Er machte eine schreckliche Erfahrung: das Feuer erlosch. Das Papier brannte nicht!

Er machte ein Päckchen zurecht, umwickelte es mit einer dicken Schnur und befestigte einen Stein daran. In der Nähe der Westminster-Bridge unweit des Big Ben warf er das Päckchen ins Wasser.

Big Ben schlug zehnmal. Es war später Abend.

Dumpf und dröhnend hallten die Schläge über die Themse, auf der ein leichter Nebel spielte. Das Wasser gluckerte. Das Päckchen ging unter. Mit brennenden Augen starrte Learing auf das trübe Wasser.

Das Päckchen kam nicht mehr in die Höhe. Es versank. Auf dem Grund blieb es liegen, unerreichbar für menschliche Hände?

Vielleicht, kurze Zeit…

Stuart Learing atmete tief durch. Ein Seufzer der Erleichterung entrann seiner Brust. Es war der letzte seines Lebens…

Am nächsten Morgen fand man ihn tot am Ufer der Themse. Seine Kleidung war zerrissen, sein Körper übersät mit blauen Flecken. Das Nasenbein war ihm gebrochen und ein Handgelenk. Eine Horde Rowdys schien sich auf den Mann von Scotland Yard gestürzt und brutal niedergeschlagen zu haben.

Es gab manchen Zeitgenossen, der dank Learings konsequenter Aufklärungsarbeit gewisse Gefängnisse von innen sah.

Ein Racheakt?

Scotland Yard ermittelte in dieser Richtung, ohne die Hintermänner je zu entlarven.

Das war auch schlecht möglich. Die sich über Stuart Learing hermachten, stammten nicht von dieser Welt.

Vier Tage nach den Ereignissen wurde Learings Leiche zur Beisetzung freigegeben. Die Bestattung fand auf dem Brompton Cemetery statt.

Bedrückt nahmen Freunde, Verwandte, Bekannte und Kollegen Abschied von einem Mann, den sie schätzten.

Keiner der Anwesenden ahnte, daß er aus dem Reich, in dem er wie der Alte, wie Bill Coogan, wie Zavho und Francis Surman gefangen war, Zeuge der Bestattung wurde.

Stuart Learing befand sich in der Unterwelt, im Reich der Vergessenen.

Er war tot – und war es doch nicht!

ENDE

Macabros und seine Welt

Björn Hellmark:

26, einsachtzig, blond, ausgezeichneter Sportler in vielen Disziplinen. Nach einem manipulierten Unfall wurde Hellmarks Wiedergenesung verschwiegen; während heftiger Fieberträume, die er durchmachte, erschien ihm eine Gestalt, die sich Al Nafuur nannte. Dieser Mann hatte eine Botschaft für ihn.

Nach seiner Genesung verfügte Hellmark über die Gabe der Bilokation, d. h. er kann an zwei Orten zu gleicher Zeit sein.

Hellmark hat sein gesamtes Vermögen verloren, weil durch Dämonen und dämonenmanipulierte Menschen falsche Wirtschaftsaktionen ausgelöst wurden. Hellmark ist Herr der unsichtbaren Insel Marlos, die zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln in der Clarion-Graben-Zone liegt. Er besitzt das ›Schwert des Toten Gottes‹, die Dämonenmaske, den Trank der Siaris und inzwischen drei Augen des Schwarzen Manja, von denen er jedoch mindestens sieben braucht, um seine dämonischen Widersacher für alle Zeiten abzuweisen. Björn Hellmarks Doppelkörper heißt Macabros.

Carminia Brado:

Zweiundzwanzigjährige Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Björn lernte sie beim Karneval in Rio kennen. Sie tanzt leidenschaftlich gern Samba. Hellmark nennt sie wegen ihrer braunen Hautfarbe zärtlich ›Schoko‹. Carminia kennt Hellmarks Geheimnis.

Rani Mahay:

Inder aus dem Staate Bhutan. Man nennt ihn auch den ›Koloß von Bhutan‹. Mahay ist 28 Jahre alt, zwei Meter groß und zwei Zentner schwer. Er trägt eine Vollglatze und ist stolz darauf.

Auch in Mahays Adern fließt das Blut der alten Rasse, er ist ein Nachkomme jener Flüchtlinge, die einst von Xantilon flohen, um auf einem anderen Kontinent ein neues Leben zu beginnen. Mahay kann mit bloßem Willen Tiere zähmen. Bei Gefahr wendet er diese Fähigkeiten auch bei Menschen an.

Pepe:

14, fremdsprachenbegabt. Hellmark hat ihn an Sohnes Statt angenommen. Pepe wurde im Urwald von Yukatan groß. Wie Uri Geller verfügt er über parapsychologische Fähigkeiten. Ohne daß er es oft selbst will, verbiegen sich in seiner Gegenwart Bestecke, platzen Glühbirnen, bleiben in Kaufhäusern Rolltreppen oder Fahrstühle stehen…

Frank Morell alias MIRAKEL:

29, dunkelhaarig, einsachtundsiebzig, von Beruf Konstrukteur, fährt einen beigen BMW 520.

Morell interessiert sich stark für okkulte Phänomene, für versunkene Kulturen und Mythologien alter Völker. In einem früheren Leben war er ein Dykte. Er hat sich wieder daran erinnert, das Versteck des ›Mirakel-Sterns‹ gefunden und kann damit die kosmobiologischen Kraftströme auf sich einwirken lassen. Dadurch wird er zu MIRAKEL, zum fliegenden Wundermann…

Al Nafuur:

Magier und Zauberpriester der ›Weißen Kaste‹, existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich, von wo aus er geistigen Kontakt zu Björn Hellmark aufnimmt.